

DämonenKiller

Gruselroman

Paul Wolf

Mörder der Lüfte



Nr. 45

DM 1,20

Österreich 8,-
Schweiz Fr. 1,50
Deutschland 80,-
Dänemark 90,-
Norwegen 90,-
Schweden 90,-
Niederlande 90,-
Spanien 90,-

Aus dem Leben eines Exorzisten

045

Mörder der Lüfte

von Paul Wolf

Die Hauptpersonen des Romans:

Dorian Hunter - Der Dämonenkiller jagt den Mörder der Lüfte.

Coco Zamis - Die Gefährtin des Dämonenkillers als Gefangene des weißen Adlers.

Enrique Castillo - Der dämonische Herr der Raubvögel.

Esperno Cortez - Dorian Hunters Pilot und Kampfgefährte.

Jimenez Ortuga - Ein Mann, der dem weißen Adler Rache geschworen hat.

Der Dämon schwebte für einen kurzen Augenblick körperlos im Nichts.

Er war nur Geist, bestand aus reinen metaphysischen Schwingungen. Ein Gefühl der Leere befiehl ihn, Angst, hier für immer von der Unendlichkeit gefangengehalten zu werden, stieg in ihm auf.

Doch nur für den Bruchteil eines Gedankens, nicht lange genug, um die Angst in Panik zu verwandeln, denn die Körperlosigkeit war nur ein Übergangsstadium. Es war jene Phase, die immer eintrat, wenn er seinen Körper verließ und in den anderen überwechselte, seine schwache menschliche Hülle abstreifte und sie hinter sich ließ wie ein nutzlos gewordenes

Gewand.

Die Dunkelheit um ihn wich, dann war das Tageslicht um ihn, und er konnte sehen. Er sah die Welt mit den Augen des Adlers.

Er lebte im Körper des weißen Adlers und spürte die geballte Kraft dieses majestätischen Körpers, die tödliche Macht des gekrümmten Schnabels und der messerscharfen Krallen.

Er genoß das Gefühl, Herr der Lüfte zu sein, Beherrscher der mittleren Sierra Madre, König der Berge und des Himmels.

Mit dem Gefühl seiner eigenen Macht und Stärke kam das Bedauern, das er für seine Brüder und Schwestern aus der Schwarzen Familie empfand, die in den Körpern von Menschen dahinvegetieren mußten.

Ja, es war nicht viel mehr als ein Dahinvegetieren. Selbst wenn sie die Fähigkeit besaßen, sich in Wölfe oder andere Tiere zu verwandeln, konnte keiner sich mit ihm vergleichen, der den Körper des weißen Adlers beherrschte.

Wenn er sich in diesem majestätischen gefiederten Wesen manifestierte, hätte er nicht einmal mit dem Fürst der Finsternis tauschen wollen. Denn sein Reich konnte ihm nicht einmal vom Oberhaupt der Schwarzen Familie streitig gemacht werden, Er reckte den Adlerkopf und stellte die Nackenfedern leicht auf. Sein Kopf ruckte hin und her, als er den scharfen Blick seiner starren Augen über den Canyon gleiten ließ.

Den Adleraugen entging nichts, was sich in den schroffen Felsen tat, die sich Hunderte von Metern senkrecht rund um das Tal erhoben. Die unzähligen Raubvögel, die dort nisteten, schienen den stechenden Blick ihres Herrn und Meisters zu spüren. Sie erstarrten in ihren Bewegungen, duckten sich, verstummt.

Die Zeit schien stehenzubleiben, als der weiße Adler seine mächtigen Schwingen ausbreitete. Sein Hakenschnabel öffnete sich, die Zunge stand steif heraus.

Der weiße Adler gab kein Geräusch von sich. Seinen Körper durchlief ein schwaches Zittern, bevor er sich von der Klippe abstieß und durch die Luft segelte.

Er ließ sich nicht lange treiben, sondern teilte bald die Luft mit trägen, spielerisch anmutenden Bewegungen. Immer rascher stieg er höher, ohne sich jedoch zu verausgaben. Er besaß noch immer große Kraftreserven, die er kaum je einzusetzen brauchte.

Der weiße Adler hatte keinen ebenbürtigen Gegner.

Er glitt über die höchsten Felserhebungen hinweg und kreiste einige Male über dem Canyon, in dessen Steilwänden Hunderte von verschiedensten Raubvögeln nisteten. Alle waren seine Geschöpfe, aber keines konnte sich mit ihm vergleichen.

Von hier oben wirkten selbst die Viertausender der Sierra Madre klein. Die tiefstehende Sonne des frühen Morgens warf scharfe Schatten in die schroffen, von den urweltlichen Gewalten vergangener Jahrmillionen in den Fels gegrabenen Schluchten.

Dichte Nebelberge sammelten sich darin wie die Wasser eines Staudamms, stiegen in Schwaden höher und wurden wie Schnee von der Sonne fortgeschmolzen.

Diese Berge muteten wie eine tote Landschaft an, wie eine Welt, die noch nicht den Lebensfunken empfangen hatte. Doch das scharfe Auge des Adlers konnte nicht getäuscht werden.

Hier gab es überall Leben, das sich in Löchern und Ritzen verbarg. Der Adler erspähte das ängstlich verborgene Kleintier, aber er stürzte sich nicht darauf.

Das war eine zu leichte Beute für den Herrn der Lüfte. Er suchte sich seine Opfer anderswo.

Mit schneller werdenden Flügelschlägen ließ er das Tal hinter sich, schoß wie ein Pfeil gegen Westen, wo die Berge flacher und zugänglicher wurden.

Dorthin verirrten sich nicht selten Menschen. Manche waren Jäger, manche Schatzsucher oder andere Abenteurer.

Früher hatte es hier auch größere Städte gegeben, als Reichtümer geschürft worden waren. Aber viele waren längst verlassen, und nur noch die in den Fels gesprengten Trassen mit Eisenbahnschienen zeugten davon, daß einst sogar bis hierher die Wege der Zivilisation geführt hatten.

Eine dieser Grubenstädte war Real de Contrabandista. Dort lebten noch etwa fünfzig Männer und Frauen, die litten, liebten und hofften und von Zeit zu Zeit neues Leben in die Welt setzten.

Diese Siedlung war das Ziel des weißen Adlers.

Real de Contrabandista hätte nach Jimenez Ortuga benannt sein können, denn er war ein Schmuggler.

Zumindest war er es bis vor drei Jahren gewesen. Doch dann war ihm der Boden an der Küste zu heiß geworden. Da es ihm nicht mehr möglich gewesen war, sich in die Staaten abzusetzen, hatte er sich in die Berge zurückgezogen. Auf der Flucht vor der Polizei und seinen früheren Kumpanen, die sich von ihm geprellt fühlten, war er in Real de Contrabandista gelandet.

Er hatte sofort gemerkt, daß dies der richtige Ort für ihn war, um unterzutauchen. Niemand fragte ihn, woher er kam und was er früher getan hatte, denn die Bewohner dieser aufgelassenen Grubenstadt waren froh, selbst nicht Auskunft über ihre dunkle Vergangenheit geben zu müssen.

Sie hatten, wie Jimenez, zwangsläufig einen Schlußstrich unter ihr früheres Leben gezogen und sich hier eine neue Existenz geschaffen. Doch von einer „Existenz“ zu sprechen, war eine maßlose Übertreibung. Aber irgendwie waren alle mit ihrem Leben zufrieden, das zwar primitiv war, aber ruhig

verlief.

Es war das Ende der Welt, bis hierher reichte der Arm des Gesetzes nicht. Man brauchte nicht zu befürchten, sein Konterfei auf einem Steckbrief zu erblicken und zuckte auch nicht zusammen, wenn sich einem eine schwere Hand auf die Schulter legte. Denn sie gehörte bestimmt keinem Gesetzeshüter, sondern einem Gleichgesinnten.

Jimenez Ortuga war mit seinem Los zufrieden. Wenn er darüber nachdachte, gelangte er sogar zu der Ansicht, daß er es nicht besser hätte treffen können.

Er hatte in Contrabandista ein bescheidenes Glück gefunden, das er nicht gegen sein luxuriöses Schmugglerleben tauschen würde.

Er besaß ein Haus und die schönste unter den verwelkenden Blumen der Siedlung - Rosita. Er wußte so wenig über ihr Vorleben wie sie über das seine, und als sie ihm einmal in einer schwachen Stunde davon erzählen wollte, hatte er ihren Mund mit einem Kuß geschlossen. Das war nicht ohne Folgen geblieben.

Rosita erwartete das Kind, das beide sich wünschten. Dieses Kind war alles, was ihnen zu ihrem Glück gefehlt hatte.

Aber Jimenez fühlte auch, daß das Kind ihr bisheriges Leben ändern würde. Schon an dem Tag, als feststand, daß Rosita schwanger war, hatten sie begonnen, Pläne zu schmieden.

Das Kind mußte in einer anderen Umgebung aufwachsen. Es sollte alles vom Leben erwarten dürfen, worauf seine Eltern verzichten mußten. Vielleicht war über die Schmuggelaffäre längst schon Gras gewachsen, und kein Hahn krähte mehr nach Jimenez Ortuga. Der Kleine - Jimenez war sicher, daß es ein Junge sein würde - sollte eine gute Ausbildung bekommen, Geld scheffeln, sich die Welt kaufen und seine Frau unter den schönsten Mädchen der Welt aussuchen können.

Jimenez schreckte aus seinen Gedanken hoch, als er durch

die Wände das Stöhnen seiner Frau hörte.

Er krümmte sich auf dem Bett zusammen, verbiß sich in die Decke, als verspüre er selbst den Schmerz der aufkommenden Wehen. Wie lange dauerte es noch? Schon die halbe Nacht lag er hier wach und litt mit seiner Frau. Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, die Schmerzen der Geburt ganz auf sich zu übertragen, er hätte es getan. Aber so konnte er Rosita nur beistehen, indem er mit ihr litt, sich vorstellte, wie es war, wenn das neue Leben mit elementarer Kraft auszubrechen versuchte, den Schutz des umhüllenden Körpers verlassen und die Bande zum Mutterleib durchtrennen wollte.

Er spürte, wie das Kind sich aus Rositas Körper drängte. Er schrie mit ihr, wenn sie in den Knebel biß, den helfende Hände ihr hinhielten, und er war am Rande einer Ohnmacht, wenn die Kräfte sie zu verlassen drohten.

Rosita wußte das, und es würde beide für immer verbinden. Jimenez glaubte fest daran, daß sein Kind stets die Kraft fühlen würde, die sie in diesen schweren Stunden miteinander verband.

Jimenez starrte mit fiebrigen Blicken zu dem verdunkelten Fenster. Draußen schien die Sonne. Hier drinnen war es Nacht, heiß und schwül. Schweiß und Tränen sättigten die Luft.

Wäßrige Schleier zogen über seine Augen. Er versuchte, sich den Augenblick der Geburt vorzustellen. Es mußte jeden Augenblick soweit sein. Es gab so etwas wie Telepathie - daran glaubte er überzeugt - und er hörte die Gedanken seiner Frau und die Gedanken des Kindes.

Jetzt?

Eine Wolke schien schnell über den Himmel zu ziehen, denn das verhangene Fensterviereck verdunkelte sich für einen Augenblick noch mehr. Schon war der Schatten vorbei.

Ein Geräusch. Etwas barst. Was? Das Rauschen in seinen Ohren übertönte es. Er hörte alles wie aus weiter Ferne. Einen

Schrei, langgezogen und in tiefsten Tönen. Er stimmte darin ein. Jetzt gebar Rosita und er teilte ihren Schmerz.

Etwas schlug von der anderen Seite gegen die Trennwand. Es hörte sich an, als ob ein Kampf stattfinden würde. Warum war es Rosita nicht gegönnt, eine leichte Geburt zu haben? Warum konnte er ihr die Schmerzen nicht abnehmen?

Viele Stimmen schrien durcheinander. Die Verbindungstür wurde auf gestoßen. Eine der Frauen, die als Geburtshelferinnen bei Rosita geblieben waren, tauchte im Türstock auf. Über ihre Stirn floß Blut. Sie brach wimmernd zusammen.

Durch die offene Tür war ein Gepolter zu hören, ein Flattern wie von kräftigen Flügelschlägen. Und wieder der Schrei, der Schrei einer Mutter. Und der Schrei eines Kindes. Stimmen, die nicht Erlösung von den Schmerzen ausdrückten, sondern von grenzenlosem Leid erfüllt waren. Sie verkündeten nicht die Erschaffung neuen Lebens. Nein, sie kündigten den Tod an. Und das Schlagen der Schwingen klang für Jimenez wie eine mit scharfer Klinge die Luft durchschneidende Sense.

Er brauchte nicht lange zu warten, um zu merken, daß hier etwas nicht stimmte. Benommen kletterte er von seinem Lager, taumelte zur Tür und stolperte über die am Boden kauernde Geburtshelferin.

Als er ins andere Zimmer blickte, sah er zuerst nur seltsam tanzende Schatten. Sie schienen zu wimmern wie Klageweiber.

Aber dann blendete ihn die Helligkeit, die durch das offene Fenster fiel. Der Vorhang hing in Fetzen vor den zerbrochenen Fensterscheiben. Und etwas entfleuchte durch dieses Fenster, wie es gekommen sein mußte.

Ein Adler. Ein schneeweißer Adler, dessen Gefieder von Blut getränkt war. Vom Blut getränkt war auch das Wochenbett. Rosita lag auf dem Boden, die zuckenden Beine noch halb auf der Lagerstatt, die Hände in Richtung Fenster

gestreckt, so als wolle sie zurückholen, was ihr der Raubvogel soeben geraubt hatte.

Jimenez stieg über sie hinweg. Alles um ihn erstarrte zu einer unwirklichen Kulisse. Er sah nur den majestätischen Adler, der steil in den Himmel Mexikos hinaufstieg und in seinen Krallen Jimenez' Lebensinhalt davontrug.

Jimenez starrte dem Raubvogel nach, bis er hinter den Bergen als winziger Punkt verschwunden war. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so hilflos und so verzweifelt gefühlt. Eine ganze Welt stürzte für ihn zusammen.

Aber er resignierte nicht. Er war schon immer ein Kämpfer gewesen. Und er schwor in diesem Augenblick dem weißen Adler Rache. Er wollte nur noch dafür leben.

Die Bauhütte stand zwischen Schutthalden vor dem Stahlbetonskelett eines im Bau befindlichen Hochhauses. Von außen sah sie aus wie jede andere Bauhütte. Die Wände aus Holzplanken waren etwas aus dem Winkel geraten, das mit Teerpappe bedeckte Dach hing auf der einen Seite etwas tiefer herunter, wie der lahme Flügel eines Vogels. Aus dem einzigen Fenster ragte ein Ofenrohr.

Aus dem Ofenrohr kräuselten sich schwache Rauchschwaden.

Das machte Dorian Hunter etwas mißtrauisch, und die Warnungen seiner Freunde, nicht zu dem Treffen mit den Dämonen zu gehen, kamen ihm wieder in den Sinn.

Eine geheizte Bauhütte mitten im Juni?

Und eine so primitive Hütte auf dem Bauplatz eines Hochhauses!

Dorian hatte sich erkundigt. Das Hochhaus würde wohl nicht so schnell fertiggestellt werden. Der Bauherr hatte vor Jahren Pleite gemacht, und seit damals stand das Skelett aus

Stahlbeton unberührt, Wollten die Dämonen nicht, daß der Bau voranging?

Eigentlich eine müßige Frage, denn sie hatte mit seinem Problem nichts zu tun.

Entschlossen öffnete er die Tür der Bauhütte und trat ein.

Plötzlich wußte er sofort, daß ihn sein Gefühl nicht getrogen hatte. Mit dieser Bauhütte stimmte irgend etwas nicht. Von außen hatte sie nur eine Länge von fünf Metern. Als er jetzt in ihrem Innern war - die Tür fiel hinter ihm wie von Geisterhand bewegt zu, und Finsternis umgab ihn -, hatte er das Gefühl, sich in einem grenzenlosen Raum zu befinden.

Die Falle war hinter ihm zugeschnappt. Er stand im Banne eines magischen Zaubers.

Er versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. Tatsächlich war ihm nach einer Weile, als könne er umherhuschende Schatten erkennen, die finsterer waren als die ihn umgebende Dunkelheit. Als sich sein Gehör an die tiefe Stille gewöhnt hatte, war ihm, als vernehme er raunende Stimmen, geheimnisvolles Wispern, unverständlich, von nirgendwo und doch von überall her. „Ist hier jemand?“ rief er, wobei er sich bemühte, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. Die Dämonen sollten nicht glauben, daß sie ihm Angst einjagen konnten.

„Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt“, fuhr er fort. Seine Stimme klang in der Dunkelheit verloren, obwohl er laut sprach. „Ich bin allein und unbewaffnet gekommen. Also gebt euch zu erkennen.“

War da nicht ein Lachen? Ein diabolisches, hämisches Lachen? Oder bildete er es sich nur ein?

Als er die Nachricht bekommen hatte, sich hier einzufinden, da vertraute er sich Trevor Sullivan an. Er wollte allein zu dem Treffen gehen, aber er wollte auch, daß zumindest einer seiner Freunde wußte, wohin er sich begeben hatte.

Und Sullivan hatte ihn beschworen, von diesem Treffen abzusehen, weil es sonst leicht geschehen konnte, daß er sich in die Abhängigkeit der Dämonen begab und ihnen seine Seele verschrieb.

Dorian hatte diese Warnung in den Wind geschlagen. Er wollte jedes Risiko eingehen, um an sein Ziel zu kommen. Ihm war kein Preis dafür zu hoch, Olivaro zur Strecke zu bringen und Coco vor ihm zu retten.

Coco, die ein Kind von ihm, den man den Dämonenkiller nannte, erwartete.

Der Dämonenkiller auf dem Wege, einen Pakt mit den Dämonen zu schließen?

Ganz so war es nicht.

Es gab innerhalb der Schwarzen Familie der Dämonen eine Interessengruppe, die Olivaro nicht als Fürsten der Finsternis akzeptierte. Diese Dämonen hatten Dorian versprochen, ihm behilflich zu sein, Olivaro zu beseitigen.

Dorian sah keinen Grund, diesen Oppositions-Dämonen zu mißtrauen. Er mußte nur vermeiden, in ihre Abhängigkeit zu geraten, ihr willenloses Werkzeug zu werden. Er mußte sehr auf der Hut sein, wollte er nicht seine Seele verlieren.

„Komm, komm, komm ...“, raunte es geheimnisvoll.

Dorian setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Plötzlich hielt er alarmiert inne. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß vor ihm ein bodenloser Abgrund war. Sehen konnte er nichts, denn die Dunkelheit war undurchdringlich. Aber sein geschulter Instinkt warnte ihn.

Er ging in die Knie und tastete den Boden um sich ab. Seine tastenden Finger hatten einen schmalen Steg aus Beton erfaßt, der nicht bereiter als etwa dreißig Zentimeter war. Und darauf balancierte er über dem Abgrund.

Er nahm an, daß er sich auf einem der Träger des

Hochhauses befand. Vielleicht in zwanzig Meter Höhe, vielleicht in vierzig.

Die Frage, wie er hierhergekommen war, beschäftigte ihn nicht besonders. Mit Schwarzer Magie konnte man viel erreichen, was ein wissenschaftlich geschulter Verstand nicht begreifen konnte.

Statt dessen drängte sich ihm die Frage auf, warum ihn die Dämonen hier herauf, in schwindelnde Höhe, gebracht hatten.

Um ihm ihre Macht zu zeigen? Um ihm Angst einzujagen, ihn flehen und bitten zu hören um sein Leben? Oder um ihn unter Druck zu setzen?

Vielleicht befand er sich aber auch gar nicht auf dem Gerüst, sondern alles war nur Illusion.

Dorian machte die Probe aufs Exempel, vollführte eine Drehung um neunzig Grad und setzte einen Fuß ins Leere.

Eine unsichtbare Kraft erfaßte sein Bein und zwang es auf den Betonträger zurück.

„Nicht, nicht, Hunter, du könntest fallen!“ wisperte es. „Hier geht's lang, hier geht's lang!“

Die unsichtbare Kraft lenkte ihn in die ursprüngliche Richtung.

„Warum zeigt ihr euch nicht?“ fragte Dorian, der seine Selbstsicherheit wieder zurückgewonnen hatte. Er glaubte nun, sicher sein zu können, daß er um sein Leben nicht zu fürchten brauchte, höchstens um sein Seelenheil.

Aber dagegen war er gewappnet.

Etwas wie Spinnweben strich ihm übers Gesicht.

„Ah, ein ansehnliches Büschchen“, hörte er eine krächzende Stimme dicht bei sich sagen. Die Stimme schien die einer Frau zu sein. Aber sicher war er nicht, denn er konnte den Sprecher nicht sehen.

„Faßt ihn nicht zu hart an, sonst bleibt ihm sein schwaches

Herz stehen“, ertönte eine andere Stimme. „Er ist ja nur ein armseliger Sterblicher, seit Asmodi ihm die Unsterblichkeit nahm. Er kann leicht eines natürlichen Todes sterben. Also Vorsicht!“

Dorian spürte einen Luftzug, und einem starken Druck gegen seinen Unterleib folgte ein obszönes Kichern.

Sie wollen mir nur Angst einjagen!, sagte er sich. Aber selbst das Wissen um die Motive der Dämonen konnte nicht verhindern, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Aus der Tiefe drang ihm ein abscheulicher Gestank entgegen, der ihm fast den Magen umdrehte. Glitschige Arme griffen nach ihm, tasteten seinen Körper. Etwas klatschte ihm ins Gesicht, und dann troff ihm eine kalte Flüssigkeit von der Stirn, drang ihm brennend in die Augen. Er rieb sie, aber es brannte nur noch mehr. Er biß die Zähne zusammen, gab keinen Schmerzenslaut von sich.

„Ein tapferes Bürschchen! Er hätte sich einen Biß von mir verdient.“

„Unterstehe dich. Er ist unser Verbündeter!“

„Der Dämonenkiller unser Verbündeter?“

„Nein!“ rief Dorian. „Ich bin mein eigener Herr und gedenke, es zu bleiben.“

„Du riskierst eine große Lippe, Hunter“, keifte es ihm von vorne entgegen, daß er unwillkürlich zurückzuckte. „Ein Hauch von mir, und du stürzt ab und brichst dir das Genick.“

Dorian blieb entschlossen stehen.

„Unter diesen Bedingungen breche ich den Kontakt ab“, sagte er fest. „Ich bin nicht hergekommen, damit ihr mit mir euer schändliches Spiel treiben könnt. Ihr braucht meine Hilfe. Also zeigt euch, damit wir über die Bedingungen unserer Zusammenarbeit reden können. Oder laßt es bleiben!“

Ein wütendes Geheul ertönte.

„Ich könnte ihm das Herz aus dem Leibe reißen!“

„Seine Seele! Ich will seine Seele!“

Dorian stand breitbeinig da, soweit es ihm der schmale Grat erlaubte. Ein Sturm kam auf und zerrte an ihm. Aber er trotzte ihm, verbiß den Schmerz, den ihm die unzähligen Nadelstiche aus der Dunkelheit überall am Körper bereiteten.

„Haltet ein!“ ertönte da eine mächtige, befehlsgewohnte Stimme.

Und der Spuk hörte auf.

„Du wirst verstehen, daß wir uns unter diesen Umständen nicht zu erkennen geben können“, fuhr die Stimme fort. „Wenn du nicht bereit bist, einer von uns zu werden, Hunter, uns nicht deine Seele als Pfand gibst, dann müssen wir unsere Anonymität wahren. Denn selbst wenn wir zusammenarbeiten, wird das nur ein Pakt auf Zeit. Falls wir ein Abkommen treffen, dann ist es nur von Dauer, solange wir dieselben Interessen verfolgen. Danach werden wir wieder Feinde sein. Ist das in deinem Sinne, Hunter?“

„So soll es sein“, antwortete Dorian. „Ich ändere auch jetzt nicht meine Meinung über die Dämonen. Ihr seid Parasiten der Menschheit! Und ich werde nicht ruhen, euch, die ihr die Inkarnation des Bösen seid, zu bekämpfen.“

„Warum töten wir dieses Großmaul nicht einfach!“ rief einer der Dämonen wütend aus der Ferne.

„Ja, weiden wir uns daran, wie dieser Angeber tausend Tode stirbt!“

Dorian ging sofort in Abwehrstellung. Aber nichts geschah. Einen Augenblick lang hatte er befürchtet, daß er zu weit gegangen war. Aber er hatte keine andere Wahl, als seinen Standpunkt deutlich klarzulegen, wenn er sich den Dämonen nicht ausliefern wollte.

Er rechnete damit, daß die Dämonen ihn brauchten, um den als Fürst der Finsternis unerwünschten Olivaro vom Thron zu stürzen. Wenn er nicht dieser Ansicht gewesen wäre, hätte er sich nicht auf dieses Unter nehmen eingelassen.

„Ja, Hunter“, sagte der Dämon mit der befehlsgewohnten Stimme, der ihm der Anführer der Oppositions-Dämonen zu sein schien. „Wir akzeptieren deinen Standpunkt. Aber wisst, von der Sekunde an, da unser Pakt nicht mehr gilt, bist du für uns alle wieder vogelfrei. Und wir werden dich von da an wieder bekämpfen, gnadenloser und kompromißloser als je zuvor. Du erweist uns einen Dienst, indem du Olivaro ausschaltest. Und wir geben dir dafür deine Coco zurück. Aber sei nicht sicher, daß du dich danach des Lebens an ihrer Seite erfreuen kannst.“

„Warum glaubt ihr, daß ausgerechnet ich Olivaro bezwingen könnte?“ fragte Dorian. Darauf wollte er schon lange eine Antwort haben. „Wenn ihr Dämonen, die ihr mit der Macht eurer Schwarzen Magie so gerne prahlt, nicht in der Lage seid, mit euresgleichen fertig zu werden, wie könnt ihr dann erwarten, daß ich Sterblicher das schaffe?“

„Bist du wirklich so naiv, Hunter, oder stellst du dich nur dumm?“ fragte der Sprecher der Dämonen, die gegen Olivaro intrigierten. Er fuhr fort:

„Du kennst unsere ungeschriebenen Gesetze gut genug, um zu wissen, daß jede Handlung, oder jeder Zauber, wenn du willst, ein bestimmtes Ritual erfordert. So wie die Wissenschaften der Menschen ohne gewisse Hilfsmittel nichts erreichen können, so hat auch die Schwarze Magie ihre bestimmten Formeln und Regeln, an die sich der Hexer halten muß. Olivaro kann nicht einfach getötet werden. Es bedarf dafür langer Vorbereitungen, und gewisse Voraussetzungen müssen vorhanden sein.“

Dies war für Dorian nicht neu. Er wußte sehr wohl, daß die

Schwarze Magie in gewisser Weise viel komplizierter war als alle Wissenschaften. Nicht einmal dem mächtigsten Dämon war es möglich, durch ein einfaches Fingerschnippen magische Wirkung zu erzielen. Die Blutopfer, Beschwörungen, Schwarzen Messen und Sabbate waren nicht nur Show und Ausdruck der Bösartigkeit der Dämonen, sondern ein unerlässlicher Bestandteil der Schwarzen Magie, wenn man sie mit Erfolg anwenden wollte.

Wenn ein Mathematiker komplizierte Berechnungen vornimmt, so muß er sich der dafür bestimmten Formeln bedienen. Ähnlich war es mit der Schwarzen Magie der Dämonen und der Weißen Magie der Dämonenaustreiber.

Sicherlich hinkte dieser Vergleich ein wenig, aber in gewisser Weise war auch die Schwarze Magie eine Wissenschaft, wenn auch eine blutige. Selbst so etwas Einfaches wie das Hypnotisieren, das keine Domäne der Schwarzen Magie war, sondern auch ein Bestandteil der menschlichen Wissenschaften, erforderte ein gewisses Ritual: die Versuchsperson mußte ihre Aufmerksamkeit voll und ganz dem Hypnotiseur oder seinen Hilfsmitteln schenken, um für eine Suggestion zugänglich zu sein.

Das alles war Dorian nicht neu. Er verstand nur noch nicht, warum er so wichtig für die Bekämpfung Olivarios war.

„Ich habe fast den Verdacht, daß ich der Köder in einer Falle sein soll“, meinte Dorian. „Aber ich werde mich mit allen Mitteln dagegen wehren, ein Schlachtopfer abzugeben.“

„Das ist dein gutes Recht, Hunter.“

„Und warum habt ihr gerade mich als Olivarios Gegenspieler auserkoren?“

„Darauf gibt es eine einfache Antwort. Du und Olivaro, ihr steht in einer recht günstigen Konstellation zueinander. Wenn es auch keiner von euch beiden wahrhaben möchte, so seid ihr doch durch magische Bande miteinander verbunden. Es wäre

zu kompliziert, dir die Zusammenhänge erklären zu wollen, und du würdest sie auch nicht verstehen. Aber es hängt damit zusammen, daß du und Olivaro euch gegenseitig das Leben gerettet habt, daß ihr in ferner Vergangenheit bereits miteinander zu tun hattet und daß eure Gegenwart von der gleichen Hexe beeinflußt wird. Nämlich von Coco Zamis. Dies alles und noch viel mehr bildet in seiner Gesamtheit eine Konstellation, die dich als Gegenspieler für Olivaro prädestiniert.“

Dorian glaubte den Worten des Dämonen. Wenn er und seine Verbündeten eine andere Möglichkeit gesehen hätten, den mächtigen Olivaro vom Thron zu stürzen, dann wären sie wohl kaum das Risiko eingegangen, ihn um seine Unterstützung zu bitten.

Und er, Dorian, würde nichts von diesem Pakt, der eigentlich nur eine Farce war, wissen wollen, hätte er eine Möglichkeit gesehen, Coco auf eigene Faust zu retten.

„Ich sehe die Notwendigkeit unserer Zusammenarbeit ein“, erklärte Dorian. „Nur habe ich noch keine Ahnung, in welcher Weise sie zu realisieren ist. Ich nehme an, ihr habt euch bereits einen Plan zurechtgelegt. Wie soll es also weitergehen?“

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann wurde heftiges Atmen aus vielen Kehlen laut, das immer keuchender wurde. Es schien Dorian fast so, als steigerten sich die ihn umlauernden Dämonen künstlich in Erregung. Er wurde sofort wieder mißtrauisch. „Wir haben vorhin davon gesprochen, daß man magische Wirkungen nur durch entsprechende Rituale erzielen kann“, meldete sich schließlich der Anführer aus der Finsternis. „Nun, eine solche rituelle Handlung ist in diesem Augenblick erforderlich. Und du mußt sie ausführen, Hunter!“

Um Dorian erglühte eine leuchtende Sphäre, so daß er seine nächste Umgebung erkennen konnte. Er befand sich tatsächlich auf dem Betonskelett des Hochhauses.

Plötzlich war wie hingeaubert ein ausgezacktes Schwert in seiner Hand, das dem Flammenschwert eines Engels glich, bis auf die magischen Symbole, die in die Klinge ein graviert waren.

Und keine zehn Schritte vor sich sah Dorian eine verwachsene Gestalt kauern. Er hätte vor Ekel und Wut das Opferschwert am liebsten von sich geschleudert. Aber das gelang ihm nicht, denn es klebte in seiner Hand, als sei es ein Bestandteil von ihm.

Dorian wußte, was die Dämonen von ihm erwarteten.

„Los, Dämonenkiller“, stammelte er. „Komm deiner Bestimmung nach, und bringen wir es schnell hinter uns. Schnell!“

Er hielt sich mit seinem rechten Arm an einer Traverse über seinem Kopf fest, während seine aus der Schulter herausragende Linke unaufhörlich zuckte.

Endlich war es soweit. Endlich, endlich, würde er von seinen Leiden erlöst werden. Er wußte kaum mehr, wie lange er schon in dieser Hölle von Schmerzen zu leben hatte. Ihm schien es wie eine Ewigkeit.

Die Schmerzen erlaubten es ihm nicht mehr, einen klaren Gedanken zu fassen. Ständig explodierte etwas in seinem Körper, dann war ihm wieder, als würde er von unzähligen Lanzen durchbohrt.

Die Oberfläche seiner Arme und Beine veränderte sich ständig. Geschwüre wuchsen, Mildungen formten sich überall an seinem Körper. Wenn er genau hinsah, konnte er erkennen, wie giftige, übelriechende Dämpfe aus seinen Poren stiegen.

In seinen Eingeweiden brannte ein unlösbares Feuer, das ständig an seinem Körper zehrte, ihn aber nie ganz verbrennen konnte, denn sein Zellgewebe regenerierte sich immer wieder.

Er, Jerome Hewitt, war ein Wunderwerk. Er besaß einen phantastischen Metabolismus. Er war einfach nicht umzubringen. Was er auch anstellte, um seinem Leben und Leiden ein Ende zu bereiten, er hatte immer wieder versagt.

Denn Asmodi hatte bestimmt, daß nur der Mann ihn von seinen Qualen erlösen konnte, der ihn in diesen Zustand versetzt hatte.

Dorian Hunter.

Vor Jahr und Tag war Jerome Hewitt dazu ausersehen gewesen, für den damaligen Fürsten der Finsternis einen Sabbat zu organisieren. Doch Dorian Hunter, der am gleichen Tag wie er geboren war, hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Asmodi hatte daraufhin in seiner Wut ihn, Hewitt, mit einem Makel behaftet. Er machte ihn zu einem Ausgestoßenen, zu einem Freak, der bis zu seinem Tod ständig Qualen zu leiden hatte. Im Nachhinein hatte der Fürst der Finsternis verfügt, daß nur Dorian Hunter ihn von seinen Qualen erlösen konnte.

Das war die schlimmste Bestrafung, die er sich ausmalen konnte. Er konnte Gnade und Erlösung nur von jenem Mann erwarten, den er am meisten haßte.

Aber nun würde der ersehnte Augenblick bald kommen. Nun durfte er hoffen, schon nach wenigen Augenblicken ewige Ruhe zu finden.

„Komm, Hunter, komm“, verlangte Hewitt. „Vollbringe das Werk.“

Sie waren allein in schwindelnder Höhe. Die Dämonen hatten sich zurückgezogen. Er, Hewitt, kauerte mit dem Rücken gegen einen senkrechten Betonpfeiler. Dorian Hunter stand zehn Schritte von ihm entfernt mit dem Opferschwert.

„Diesmal kannst du mir die Gnade des Todes nicht verweigern“, gurgelte Hewitt und spuckte etwas aus, das in ihm abgestorben war.

Dorian Hunter wich zurück. Sein Gesicht drückte Widerwillen aus.

„Bleib stehen!“ schrie Hewitt und rückte nach. „Du mußt es tun. Du hast keine andere Wahl. Dein Weg in die Arme der Hexe Coco führt nur über meine Leiche. Es gibt kein Zurück für dich. Ohne dieses Ritual wirst du für immer verdammt sein.“

Das Schwert in Hunters Hand blitzte verlockend auf. Hewitt glaubte schon, daß er es zum entscheidenden Schlag heben würde. Nur den Bruchteil einer Sekunde fühlte er überhaupt keine Schmerzen. Was für ein Gefühl! Was für ein köstlicher Augenblick, einmal nicht alle Qualen der Hölle leiden zu müssen. Wie würde es erst sein, wenn er die Folterkammer seiner Körpers für immer verlassen durfte!

Aber noch immer zögerte der Dämonenkiller. Er schien mit sich um einen Entschluß zu ringen. Und Hewitt litt weiter.

Ihm verursachte jeder Atemzug Übelkeit, alles krampfte sich in ihm zusammen. Er erlebte bei jeder noch so kleinen Bewegung eine Kettenreaktion von Schmerzen. Selbst der geringste Luftzug, eine schwache Brise, die über ihn hinwegstrich, brannte auf seiner wunden Haut wie Feuer und manchmal wie Eis.

„Wie kannst du dulden, daß ich solche Qualen leide, wo du doch angeblich für das Gute kämpfst, Dorian!“ schrie Hewitt. „Was gibt es da zu überlegen? Es ist die beste Tat deines Lebens, mich zu töten. Hast du denn kein Mitleid?“

„Doch“, erwiderte Dorian Hunter. „Sosehr ich dich früher auch gehaßt habe, als du noch ein Dämon warst, Jerome, jetzt gehört dir mein Mitgefühl. Ich würde alles tun, um dir zu helfen.“

„Dann tue es. Du hast die Macht!“

Hewitt streckte sich auf die Betonstrebe vor ihm aus und wartete auf den tödlichen Streich. Doch dieser blieb aus.

Der Dämonenkiller sagte:

„Alles will ich für dich tun, Jerome, damit dein Leiden ein Ende hat. Aber töten ... nein, das bringe ich nicht über mich. Es wäre Mord. Und ich bin kein Mörder.“

Mit diesen Worten schleuderte er das Opferschwert von sich. Hewitt sah es mit tränenden Augen in die Tiefe fallen, wo es in einer magischen Flamme verpuffte, als es den Boden berührte.

Hunter hatte sich des Opferschwertes entledigt! Er hatte es einfach fortgeworfen.

Alle Hoffnung zerrann.

Die pochenden Schmerzen in seinem Körper trieben ihn zur Raserei. Mit einem tierischen Aufschrei wollte er sich auf den Dämonenkiller werfen. Doch dieser wich aus, und Hewitt stürzte ins Leere.

Er schlug gegen einen Pfeiler, prallte ab, landete auf einer Querverbindung, prallte auch von ihr ab und stürzte tiefer.

Dabei dachte er, daß die Dämonen, die ihm Erlösung versprochen hatten, Dorian Hunter besser gesonnen waren als ihm, denn sonst hätten sie auf diesem Ritual bestanden.

Hewitt spürte es kaum, als der Aufprall auf dem Boden kam. Er schwamm in einem Meer von Schmerzen, für die es keine Steigerung mehr gab. Er lag nur zuckend da, unfähig zu sterben, verdammt zum Leiden.

Er konnte sich nicht bewegen. Als er über die Schmerzwogen in seinem Körper hinweg Schritte vernahm, versuchte er sich aufzurichten. Aber seine Knochen waren bei dem Sturz gesplittert und noch nicht wieder zusammengewachsen.

Trotzdem konnte er aus den Augenwinkeln Dorian Hunter erkennen, der gerade vom Gerüst geklettert kam.

„Dämonenkiller ...“, rief Hewitt.

Hunter blickte mitleidig auf ihn herunter und sagte:

„Ich werde für dich beten, Jerome.“

Er wandte sich ab und ging davon.

„Beten?“ sagte Hewitt ungläubig. „Beten! Beten!“

Er rief es immer wieder.

Die Schreie verfolgten Dorian noch lange, und Hewitts Schicksal gemahnte ihn daran, daß es auch für den, der Gutes tun wollte, nicht immer leicht war, es auch zu tun.

Lilian Hunter schreckte im Bett hoch.

Ihr erster Eindruck war, daß es draußen bereits hell war. Sie hatte also doch noch einige Stunden Schlaf gefunden. Aber so konnte es nicht weitergehen.

Das Bett neben ihr war unberührt. Selbstverständlich! Dorian schlief auf ihren Wunsch schon seit Tagen im Gästezimmer. Sie hatte ihm Migräne vorgetäuscht, hatte von seelischen Spannungen gesprochen und erreicht, daß er sie allein ließ.

Dabei belog sie ihn nicht einmal.

Ihr war klar, daß sie sich auseinandergelebt hatten. Die Zeit ihres Aufenthalts im Sanatorium war zu lang gewesen. Es konnte nicht mehr wie früher werden. Sie waren sich fremd geworden.

Aber wie sollte sie das Dorian beibringen? Er war fürsorglich um sie bemüht, obwohl ihr nicht entging, daß er nur Mitleid für sie empfand.

Von Liebe keine Spur. Er empfand es einfach als seine Pflicht, bei ihr zu bleiben. Das war keine Treue, nein, nur reine Pflichterfüllung. Warum fand er nicht den Mut, sich mit ihr auszusprechen?

Und sie?

Sie würde mit ihm sprechen. Das nahm sie sich in diesem Augenblick fest vor. So ging es nicht weiter.

Sie schlüpfte in ihren Morgenrock, verließ das Zimmer und ging über den Korridor zum Gästezimmer. Sie zögerte kurz, bevor sie anklopfte. Nichts rührte sich. Nachdem sie auch auf ihr zweites Klopfen keine Antwort hörte, öffnete sie die Tür.

Dorians Bett war leer. Er hatte sich wieder einmal die ganze Nacht herumgetrieben. Das geschah in letzter Zeit oft. Er war nächtelang unterwegs. Einmal, erst vor wenigen Tagen, war Dorian nach Griechenland abgereist.

Den wahren Grund für diese Reise hatte sie nie in Erfahrung gebracht. Sie wußte nur, daß Dorian die Athosklöster aufgesucht hatte. Aber warum, das verriet er ihr nicht. Sie hatte den Grund seiner Reise nicht einmal von Marvin Cohen erfahren, obwohl dieser ihn zu kennen schien. Marvin Cohen ...

Für diesen so grobschlächtig wirkenden Mann, der unter seiner rauhen Schale voller Zärtlichkeit war, empfand sie viel mehr als für ihren eigenen Mann. Dorian war ein Einzelgänger, der auch ohne den Beistand eines Partners auskam - oder hatte ihn diese Hexe Coco verzaubert? Marvin dagegen brauchte sie. Er war ein Verlorener, der seine innere Unsicherheit unter oberflächlicher Brutalität verbarg. Sie hatte Marvin durchschaut, und er wußte, daß sie ihn verstand. Aber war es recht, daß ...? Sie ging ins Erdgeschoß hinunter. Das Haus erschien ihr so leer, als sei es unbewohnt. Es war ohne jegliche Atmosphäre.

Dieses Haus machte auf sie den Eindruck eines Mausoleums. Sie war darin lebendig begraben. Sie mußte ausreißen, fort, weit, weit weg von hier.

Sie bereitete sich ein Frühstück, doch sie brachte kaum einen Bissen herunter. Sie träumte, und plötzlich fröstelte sie, als sie sich ihrer Einsamkeit wieder bewußt wurde. Diese Leere rührte nicht daher, daß Dorian abwesend war. Sie fühlte sich auch einsam und verlassen, wenn er fürsorglich um sie bemüht war.

Sie stand auf, ging zum Telefon und griff nach dem Hörer.

Ihre Hand zuckte aber sofort wieder zurück, als hätte sie sich die Finger verbrannt.

Närrin! Warum hebst du nicht ab, wählst die Nummer der Jugendstilvilla und erkundigst dich nach Dorian? Ruf dort an und erkundige dich bei Doriens seltsamen Freunden, wo er die ganze Nacht über gewesen ist.

Und dann wählte sie die Nummer. Es war ihr gar nicht so wichtig, zu erfahren, wo Dorian sich aufhielt. Sie hoffte vielmehr, Marvins Stimme zu hören.

Aber Miß Pickford meldete sich. Nein, sagte sie, Dorian habe schon seit achtundvierzig Stunden nichts von sich hören lassen. Phillip, sein Patenkind, sei deswegen außer Rand und Band.

Lilian preßte die Lippen zusammen. Phillip war ein Zwittergeschöpf und besaß das Aussehen eines Engels. Als er vor ungefähr zwei Wochen in ihr Haus gekommen war, hatte sie sein Anblick fasziniert.

Als sie dann aber erfuhr, daß Dorian über dieses zweigeschlechtliche Geschöpf die Vormundschaft übernommen hatte, war er ihr auf einmal unheimlich, stieß sie ab. Dadurch wuchs ihre Abneigung gegen Dorian nur noch mehr.

Warum mußte er ausgerechnet solch ein unheimliches Wesen adoptieren? Warum konnte es nicht ein ganz normaler Junge sein?

Miß Pickford gab den Telefonhörer an Trevor Sullivan weiter. Dieser sagte, es stimme nicht, daß Dorian schon achtundvierzig Stunden nichts von sich habe hören lassen. Er habe ihn, Sullivan, erst gestern abend angerufen und gesagt, daß er eine dringende Verabredung habe.

Sullivan sagte, daß sich Dorian sofort bei ihm melden müsse, wenn er zurück war. Seine Stimme klang besorgt.

Lilian hörte ihm kaum zu. Sie erwachte erst aus ihrer Apathie, als Sullivan sagte, daß Cohen sie sprechen wolle. Sie errötete, als sie Marvins Stimme vernahm.

„Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Mrs. Hunter?“

„Ich fühle mich so allein, Marvin“, sagte sie.

Sie vernahm aus dem Hörer ein Räuspern. Wahrscheinlich befürchtete Marvin, daß jemand hören konnte, wie sie ihn mit seinem Vornamen anredete.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Lilian, äh, Mrs. Hunter“, sagte Cohen. „Dorian wird sicher bald zurück sein.“

„Dorian! Dorian!“ rief sie verächtlich aus. „Ich brauche dich, Marvin. Besuche mich, ich ...“

„Stimmt bei Ihnen irgend etwas nicht, Lilian? Vielleicht habe ich Zeit, um heute irgendwann auf einen Sprung vorbeizukommen, um nach dem Rechten zu sehen.“

„Beeile dich, Marvin ...“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als es in der Leitung klickte.

Zuerst dachte sie, daß Marvin eingehängt hatte. Doch dann sah sie die behandschuhte Hand, die die Telefongabel niederdrückte.

Dorian!, schoß es ihr durch den Kopf. Er hat gehört, wie vertraut ich mit Marvin sprach. Egal, früher oder später mußte ich ihm sowieso reinen Wein einschenken. Bringen wir es also sofort hinter uns.

Aber es war nicht Dorian.

Sie wandte langsam den Kopf, ließ ihre Blicke weiter den Arm hinaufwandern, erblickte eine in enganliegendes Leder verummumte Gestalt. Sie sah ein knöchernes Gesicht, das von einer Staubbrille halb verdeckt war.

Sie erkannte sofort den unheimlichen Rocker, der schon einmal in ihr Grundstück eingedrungen war und sie terrorisiert hatte.

„Demur Alkahest“, stellte er sich spöttisch vor. „Sie erinnern sich noch an mich, Madam?“

Hinter ihm waren weitere in Leder gehüllte Gestalten aufgetaucht. Sie trugen große Motorradhelme, die ihre verzerrten Gesichter verhüllten.

Lilian öffnete den Mund zu einem Schrei. Aber noch bevor ein Laut über ihre Lippen kam, legte sich die behandschuhte Hand darauf.

„Nicht schreien“, sagte Demur Alkahest dicht an ihrem Ohr. Sie konnte seinen kalten Atem spüren. „Sie brauchen vor mir und meinen Jungs keine Angst zu haben. Wir sind nicht Ihretwegen gekommen, Madam, sondern wegen Dorian. Und während wir gemeinsam auf ihn warten, werden wir uns ein wenig die Zeit vertreiben.“

Dorian war es nicht entgangen, daß der Fahrer des Taxis ständig durch den Innenspiegel nach ihm schielte. Der verschmutzte Fahrgast mit der verlotterten Kleidung bereitete ihm vermutlich Unbehagen, und er war froh, als Dorian vor dem Reihenhaus in der Abraham Road anhalten ließ.

Kaum war Dorian ausgestiegen und hatte den Fahrer bezahlt, als dieser auch schon Gas gab und mit quietschenden Reifen davonschoß.

Dorian klopfte sich den Staub von den Kleidern und näherte sich seinem Haus. Wenn Lilian ihn in diesem Zustand sah, würde sie wieder nörgeln und keifen. Wie verhaßt ihm diese Szenen waren!

„Wo warst du denn schon wieder, daß du nach Kloake und Hölle stinkst!“ war einer ihrer Lieblingsaussprüche.

Er sperrte die Eingangstür auf und blieb wie angewurzelt stehen, als die Tür nach innen aufschwang. Im Flur saß eine verummummte Gestalt auf einem Motorrad.

Dorian wußte sofort, was das zu bedeuten hatte. Der Motor der schweren Maschine heulte auf. Dorian konnte gerade noch zur Seite springen, als der Rocker herangerast kam, über die Eingangsstufe hinaus in den Garten rumpelte und von dort auf die Straße fuhr.

Dorian kümmerte sich nicht um ihn. Denn jetzt ertönte aus dem Wohnzimmer, aus der Bibliothek und aus der Küche das Dröhnen weiterer Maschinen.

Er sprang durch die Tür ins Wohnzimmer, als ein weiterer Motorradfahrer an ihm vorbeipreschte, hinter ihm abbremste, die schwere Maschine in dem engen Korridor senkrecht hochriß, um wenden zu können.

„Hallo, Hunter!“ sagte eine ihm vertraute Stimme aus dem Wohnzimmer. „Sie sind viel zu früh zurückgekommen. Der Spaß mit Ihrer Alten sollte gerade erst beginnen.“

Demur Alkahest lehnte am Fenster. Hinter der Sitzbank saß einer seiner Rocker auf seiner Maschine und gab immer wieder Gas, so daß die Fensterscheiben klirrten. Über dem bauchigen Tank des Motorrades lag Lilian bewußtlos ausgestreckt.

Dorian sah rot.

Er hieb die geballte Faust gegen die Sichtscheibe des Rockers, daß sie mit einem Knall barst. Der Rocker wurde aus dem Sattel gehoben und gegen die Wand geschleudert. Er gab keinen Laut von sich, kein Wunder, denn es war ein Untoter.

Langsam kam der Untote wieder auf die Beine. Als er sah, wie Dorian seine bewußtlose Frau hochhob und sie auf die Sitzbank betten wollte, kam er drohend auf ihn zu.

Aber ein kurzer Wink von Demur Alkahest brachte ihn zum Stillstand.

„Ich verstehe Ihre Aufregung nicht, Hunter“, meinte der dämonische Anführer der Horror-Rocker. „Ihre Alte ist Ihnen doch schon seit langem lästig. Warum gönnen Sie uns nicht ein

wenig Spaß mit ihr?“

Dorian legte Lilian auf die Sitzbank, dann wirbelte er unvermittelt herum und stürzte sich auf Alkahest. Er packte ihn an den Aufschlägen seiner Lederjacke und drückte ihn gegen die Wand. Während sein Gesicht haßverzerrt war, verzog Alkahest keine Miene.

„Ich werde dir einmal etwas sagen, du bleichgesichtiger Dämonensproß“, sagte Dorian außer sich vor Zorn. „Vielleicht kannst du ängstliche Witwen und harmlose Bürger einschüchtern, aber bei mir bist du an der falschen Adresse. Wenn du noch einmal versuchst, mich zu terrorisieren, dann verpasse ich dir einen Denkzettel, daß du Jerome Hewitt um sein Schicksal beneidest. Und jetzt raus hier!“

Er schleuderte den Dämonen-Rock er von sich, daß er stolperte und zu Boden fiel. Dort blieb er ganz ruhig liegen. Nur sein knochiges Gesicht veränderte sich. Es wurde zu einer Fratze, von unbändiger Wut verzerrt. Diese Behandlung war er nicht gewohnt, und er war nicht gewillt, sie hinzunehmen.

Alkahest gab einen seltsamen Zischlaut von sich. Zweifellos handelte es sich um einen Befehl an seine Untoten. Und diese handelten sofort.

Dorian hörte das Aufheulen der schweren Maschinen. Die Tür zur Bibliothek wurde von einem Anprall erschüttert und aus den Angeln gehoben. Ein Rocker war durch die geschlossene Tür gefahren. Jetzt riß er das Vorderrad hoch und balancierte auf dem Hinterrad, während er auf Dorian losfuhr.

Der andere Rocker, der im Wohnzimmer gewesen war und sich abwartend verhalten hatte, fuhr einen Sessel um und versuchte, sich Dorian auf seiner Maschine von der anderen Seite zu nähern.

Dorian wurde fast taub vom Röhren der schweren Maschinen. Und nun fand auch noch Lilian ins Bewußtsein zurück. Sie fuhr hoch, schrie markenschüttend auf und preßte

die Hände gegen den Kopf.

Dorian konnte sich nicht um sie kümmern. Er stürzte sich auf Alkahest, der ihn mit einem verzerrten Grinsen erwartete. Der Dämonensproß fühlte sich wohl sehr stark. Doch er unterschätzte Dorian. Der Dämonenkiller war schon mit ganz anderen Gegnern fertig geworden. Deshalb fiel es ihm nicht sonderlich schwer, diesen halbstarken Dämon zur Räson zu bringen.

Alkahest wartete ab, bis Dorian auf ihm landete, und versuchte, seinen Gegner in den Würgegriff zu bekommen. Dorian verspürte keinen Druck gegen die Kehle, als ihn die Hände umfaßten, Aber von ihnen ging eine Kälte aus, die ihn zu lahmen drohte.

Er mußte all seinen Willen aufbringen, um die Lähmung abzuwerfen. Er faßte mit Daumen und Zeigefinger nach Alkahests Nase und drückte sie zusammen. Gleichzeitig legte er den Zeigefinger der anderen Hand darüber, so daß ein Kreuzsymbol entstand.

Alkahest rang plötzlich nach Luft. Er ließ Dorian aus seinem Würgegriff los und schlug wild mit den Armen um sich.

„Nicht...“, würgte er hervor. „Ich ... erstick.“

Sein Knochengesicht verfärbte sich bläulich. Dorian ließ nicht locker. Er überkreuzte noch immer den Daumen und den Zeigefinger, mit denen er die Nase des Dämonen-Rockers zudrückte.

„Wenn du willst, daß ich dich loslasse, dann mußt du versprechen, augenblicklich mit deiner Bande zu verschwinden“, verlangte Dorian und drückte einen Moment lang noch fester zu.

Der Rocker bäumte sich auf, versuchte, Dorian abzuwerfen, aber durch das Kreuzsymbol war er gelähmt.

„Ich dachte, wir seien Verbündete“, keuchte er atemlos.

„Wenn du mit allen deinen Verbündeten so umgehst, dann bedanke ich mich.“

Alkahest zuckte wie unter epileptischen Anfällen.

„Ich ... hatte den Auftrag, Ihnen eine Nachricht zu überbringen, Hunter.“

„So?“ Dorian glaubte, dem Dämonen-Rocker genug zugesetzt zu haben, und ließ ihn los. „Und welche?“

Demur Alkahest richtete sich schwer atmend auf. Bevor er noch auf die Idee kommen konnte, sich bei Dorian zu revanchieren, holte der Dämonenkiller seine Gnostische Gemme hervor, die er an einer Kette um den Hals trug, und spielte damit.

Alkahest wich zurück.

„Das zahle ich dir heim, Hunter“, sagte er grimmig.

Dorian lächelte verächtlich.

„Bei unserem letzten Zusammentreffen hast du dich darüber beschwert, daß ich zu bieder geworden sei. Jetzt weißt du endlich, daß ich auch anders kann.“

„Meine Zeit kommt noch.“

„Genug davon!“ Dorian machte eine ungeduldige Geste. „Sag was du zu sagen hast, und dann verschwinde.“

Demur Alkahest schwang sich auf sein Motorrad, das er neben der Tür abgestellt hatte, und startete den Motor. Als er sich auf dem Sitz halb zu Dorian umdrehte, war sein Gesicht wieder völlig ausdruckslos.

Langsam, fast bedächtig, zog er den Reißverschluß seiner Lederjacke auf. Dorian sah darunter eine Bewegung, Doch noch bevor er erfassen konnte, was darunter zum Vorschein kam, schoß das Ding schon heraus.

Es stieß kreischend hoch und prallte gegen die Decke. Blut spritzte. Alkahest lachte wild und gab Gas. Lilian schrie wieder. In der Diele entstand ein Tumult. Motorräder heulten

auf, und dann krachten Schüsse.

Dorian sah zwischen den ledergekleideten Untoten Marvin Cohen auftauchen. In seiner Rechten blitzte ein Mündungsfeuer. Die Projektilen schlugen in die Lederjacken der Untoten, erschütterten sie, konnten sie jedoch nicht aufhalten.

Im Wohnzimmer erscholl ein ohrenbetäubendes Gekreische, Dorian schenkte seine Aufmerksamkeit wieder dem Ding, das Alkahests Lederjacke entfleucht war, Und jetzt erkannte er, daß es sich um einen riesigen Raubvogel handelte, der aus dem Raum zu entkommen versuchte.

Lilian drückte sich fest gegen die Sitzbank, und verbarg ihren Kopf in den Händen. Einmal verfing sich der Raubvogel auf seinem Irrflug durch das Zimmer in ihrem Haar und riß ihr ein ganzes Büschel aus.

Dorian ergriff ein Bein des Sessels, den einer der Rocker in Trümmer gefahren hatte, und schlug damit nach dem Vogel. Es war eine Harpyie, das erkannte er jetzt ganz genau, obwohl der Vogel keine Sekunde zur Ruhe kam.

Die Harpyie prallte immer wieder gegen die Wände und hinterließ dort blutige Spuren. Bei einem Aufprall riß sie ein Bild von der Wand, und beim nächsten Anflug hinterließ sie auf dem helleren Mauerviereck seltsam verschnörkelte Blutspritzer.

„Mein Gott!“ rief Cohen aus, als er ins Wohnzimmer kam.

Er mußte sich unter dem heranschießenden Raubvogel ducken, der wie blind gegen den Türstock raste. Seine Krallen und sein Schnabel gruben tiefe Furchen in das Holz.

Cohen erholte sich rasch von seinem Schreck. Als der Raubvogel wieder auf der anderen Seite des Zimmers war, hob er seine Pistole und drückte ab.

Der donnernden Detonation folgte ein letzter Schrei des Vogels. Dorian sah, wie sein Körper platzte, als wäre er von

einem Dum-Dum-Geschoß getroffen worden. Federn stoben nach allen Seiten auseinander, segelten durch die Luft, blieben an den blutbesudelten Wänden kleben. Hunderte von Fragmenten der explodierten Harpyie hatten sich im Wohnzimmer verloren.

Der Vogel war nicht mehr. Und plötzlich herrschte eine unheimliche Stille.

Da erklang Cohens besorgte Stimme:

„Ist mit Ihnen alles in Ordnung, Lilian?“

Sie nickte schwach. Ihr Gesicht war blasser als sonst, ihr Haar zerzaust. Von der Stelle, wo ihr die Harpyie ein Haarbüschel ausgerissen hatte, zog sich ein schmales Rinnensal aus Blut über ihr Gesicht.

„Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?“ erkundigte sich Cohen besorgt.

Dorian war betroffen, als er sah, wie sich Lilian schutzsuchend an Cohen lehnte. Er war nicht blind, er ahnte, was gespielt wurde. Nicht daß er eifersüchtig war, aber es schmerzte ihn, daß es zwischen ihm und Lilian so enden sollte.

Er blickte auf die seltsamen Muster, die das Blut und die Federn des Raubvogels an den Wänden hinterlassen hatten. Der zerfetzte Kadaver hing am Schnabel im Vorhang.

„Bring' bitte Lilian hinauf“, sagte Dorian zu Cohen. „Und gib ihr ein Beruhigungsmittel.“

Cohen fand nichts dabei, daß er sich um Lilian kümmern sollte. Er wußte ja nur zu gut, daß sie sich in seinen Armen wohler fühlte als in Doriens.

Nachdem er sie auf ihr Zimmer gebracht und den Arzt verständigt hatte, stieg er wieder ins Erdgeschoß hinunter. Er fand Dorian gerade dabei, wie er die Spuren untersuchte, die der Vogel überall an den Wänden hinterlassen hatte.

„Was tust du da?“ erkundigte sich Cohen vorwurfsvoll. Er

fand, daß Dorian sich um Lilian kümmern sollte statt um den toten Raubvogel.

Ohne in seiner Tätigkeit innezuhalten, sagte Dorian:

„Alkahest kam, um mir eine Botschaft zu überbringen. Jetzt weiß ich, daß die Harpyie mit ihrem Blut diese Botschaft geschrieben hat. Ich muß die Zeichen nur noch entziffern.“

„Du hast es also getan“, sagte Cohen mit zusammengekniffenen Lippen.

„Was?“ Dorian drehte sich um.

„Dich mit den Dämonen verbündet.“

„Es ist ein sehr lockeres Bündnis ohne gegenseitige Verpflichtungen. Es geht dabei nur um Olivarios Kopf.“

„Aber du hast es getan. Du schreckst wohl vor nichts zurück.“

Dorian ging darauf nicht ein. Er sah keinen Grund, sich Cohen gegenüber zu rechtfertigen.

Dorian untersuchte die Blutspritzer auf dem hellen Wandviereck, wo vorher das Bild gehangen hatte. Sie stellten Schriftzeichen dar. Plötzlich kristallisierte sich, während das Blut gerann, ein Wort heraus.

Zacatecas.

Das war eine Stadt in Mexiko. Dorian wischte schnell mit der Hand darüber, bevor Cohen die Symbole entziffern konnte, und die Schrift verschwand.

Er ging zum Türstock. Auch hier hatte die Harpyie mit den Krallen und dem Schnabel tiefe Rillen hinterlassen. Diese scheinbar willkürlich verursachten Kratzer gehörten zu der Botschaft. Es waren Symbole, die bei einer bestimmten Aneinanderreihung einen Sinn ergaben.

„Ich werde verreisen“, erklärte Dorian.

„Wohin?“ fragte Cohen.

„Nach Mexiko.“

„Mexiko ist groß.“

„Da von mir verlangt wird, daß ich alleine komme, darf ich dir mein genaues Ziel nicht nennen.“

„Verstehe“, sagte Cohen leicht verächtlich. „Und du tust das alles nur wegen Coco, während deine Frau ...“

„Ich bitte dich, auf Lilian während meiner Abwesenheit achtzugeben, Marvin“, entgegnete Dorian. „Du hast dich in dieser Beziehung schon bei anderen Gelegenheiten bewährt. Ich wüßte keinen Besseren für diese Aufgabe.“

„Dorian, wenn du mir mit Anzüglichkeiten kommen willst, dann gehe ich“, sagte Cohen. „Wir sollten dieses Problem einmal offen besprechen. Ich finde, das wäre an der Zeit.“

Dorian wollte davon jetzt nichts wissen. Er hoffte, daß sich alles von selbst regelte.

„Ich werde die Harpyie konservieren lassen“, meinte er, während er auf den Kadaver des Raubvogels blickte.

„Wozu?“ wollte Cohen wissen.

Weil ich sie als Erkennungszeichen mitnehmen muß, dachte Dorian, der die Botschaft nun entziffert hatte und ihre Spuren sogleich verwischte.

Sie lautete sinngemäß: Dorian Hunter soll sich in vier Tagen in Zacatecas einfinden. Ein Mittelsmann, der ihn daran erkennen würde, daß er die tote Harpyie mitbrachte, war beauftragt, ihm weitere Instruktionen zu geben.

Die Botschaft enthielt noch den Hinweis, daß es um Coco Zamis und Olivaro ging.

Aber von all dem sagte Dorian nichts zu Cohen. Er hatte auch nicht vor, sich Trevor Sullivan oder jemand anderem anzuvertrauen.

Diese Sache ging nur ihn etwas an.

Er mußte sie allein durchstehen.

„Ich bitte dich auch, der Polizei Rede und Antwort zu stehen“, sagte Dorian abschließend. „Du weißt ja, wie du dich den Behörden gegenüber zu verhalten hast. Ich ziehe mich in die Jugendstilvilla zurück, um meine Reisevorbereitungen zu treffen.“

Coco erwachte schweißgebadet.

Eine Warnglocke erklang in ihrem Unterbewußtsein, eine Glocke, die sie zum Aufwachen zwang, bevor sie von Dorian und dem Kind träumen konnte, das sie von ihm erwartete.

Sie wußte, wie gefährlich es war, von diesen Dingen zu träumen, deshalb hatte sie sich Schranken auferlegt. Sie verdrängte diese Träume und Gedanken in die Tiefe ihres Unterbewußtseins, wenn sie sich ankündigten.

Sie mußte befürchten, daß Olivaro ihren Geist überwachte, und deshalb durfte sie nicht einmal an Dorian und ihr Kind denken. Zumindest durfte sie keine freundlichen Gedanken daran verlieren.

Und deshalb hatte sie diese Sperre errichtet. Immer, wenn ihre Träume sich mit den Dingen beschäftigten, die ihr lieb waren, wurde ein kreatürliches Angstgefühl in ihr übermächtig.

Sie wurde aus dem Schlaf gerissen.

So war ihr erster Gedanke auch: Hoffentlich habe ich mich durch meine Träume nicht verraten!

Erst als sie sich etwas beruhigt hatte, die bebenden Hände gegen ihren gewölbten Leib gepreßt, widmete sie sich ihrer Umgebung.

Und wieder befiehl sie diese Angst.

Wo war sie?

Der Raum, in dem sie sich befand, war ihr unbekannt. Sie

war sicher, daß er zu keiner der Hütten auf dem Atoll gehörte, auf dem sie zusammen mit Olivaro lebte.

Der Raum war zehn mal sieben Meter groß. Drei Wände bestanden aus unbekauenen Steinen, die mit rötlichem Mörtel verbunden waren. Die vierte Seite des Raumes war nackter Fels. Also handelte es sich um eine Hütte, die an eine Felswand gebaut war.

Sie mußte sich irgendwo in einem Gebirge oder in einem gebirgigen Hochland befinden. Nein, dies war nicht Olivaros Atoll.

Es gab links und rechts von ihr je ein Fenster, das mit einem Bastrollo verhangen war, und auch die Tür war mit einem solchen Vorhang verschlossen, der leicht im Wind schaukelte.

Außer dem schwachen Säuseln des Windes vernahm sie aus der Ferne vielstimmiges Vogelgeschrei. Möwen? War sie in der Nähe einer Steilküste?

Aber nein, die Vogelstimmen waren keine Hintergrundmusik - und Brandung war auch keine zu hören -, sondern sie dominierten. Die Vögel waren die Beherrscher dieses Landes. Das war aus ihrem Gekreische herauszuhören: Dies war ihr Reich.

Coco trug nur eine leichte Bluse und buntbestickte, ausgestellte Hosen. Die Kleidungsstücke stammten nicht aus ihrer Garderobe.

Über einem rohgezimmerten Stuhl lag ein breiter, bunter Wollschal, den sie vorher noch nie gesehen hatte und der sie an einen Rebozo der mexikanischen Indios erinnerte. Da sie fröstelte, legte sie sich den Rebozo über die Schulter, Ihre Neugierde hatte inzwischen die Oberhand über ihre Angst gewonnen, und sie ging zur Tür, schob den Vorhang zur Seite und trat ins Freie.

Beim Anblick des eindrucksvollen Panoramas stockte ihr der Atem.

Die Luft war dünn und frisch, das war ihr schon nach dem Erwachen aufgefallen. Sie mußte sich in einer Höhe von drei- bis viertausend Metern befinden.

Vor ihr breitete sich ein zerklüftetes Felsland bis zum Horizont aus, an dem sich Wolkengebirge wie ein in seiner Bewegung erstarrtes, wildschäumendes weißes Meer türmten.

Die tiefstehende Sonne färbte die zerklüfteten Felsen rötlich, warf scharfe, tiefschwarze Schatten. Die Canyons streckten sich unergründlich und geheimnisvoll vor ihr aus.

Sie trat weiter auf die Felsplattform hinaus, bis an den Abgrund, und von hier blickte sie eine senkrechte Felswand hinab in ein tiefes Tal.

Die schroffen Felswände schienen ein eigenes Leben zu besitzen. Doch dieser Schein trog und war darauf zurückzuführen, daß überall in Spalten, auf Vorsprüngen und in Mulden, in Kaminen und unter überhängenden Felsen unzählige Vögel nisteten.

Aber nicht irgendwelche Vögel, sondern ausschließlich Raubvögel. Zumindest konnte Coco von ihrem Standplatz keine anderen Vogelarten sehen.

Sie entdeckte Falken, Bussarde, Geier, Kondore und verschiedenste Arten von Adlern. Raubvögel, die oft Tausende von Meilen voneinander entfernt in verschiedenen Gebieten lebten, waren hier auf einen Ort zusammengedrängt.

Ein Raubvogelparadies? Oder die Raubvogelzucht eines Dämons?

Die alten Ängste beschlichen sie wieder, und die Frage nagte in ihr, wie sie hierhergekommen war. Und wozu?

In der Luft herrschte ein Gewimmel von gefiederten Räubern. Sie kamen und flogen davon. Es herrschte ein heilloses Durcheinander. Aber alle Vögel folgten einer bestimmten Ordnung, denn es kam zu keinen Zusammenstößen

oder Positionskämpfen.

Alle diese Lufträuber lebten in friedlicher Koexistenz.

Nachdem sie lange das eindrucksvolle Panorama betrachtet hatte und das Gefühl des Unheimlichen sie immer mehr beschlich, wandte sie sich nach rechts.

Die Hütte, in der sie aufgewacht war, klebte tatsächlich wie ein Adlerhorst am Fels. Es führte nur ein schmaler Pfad von ihr zu zwei anderen Häusern. Diese waren zwar etwas größer, aber ebenso primitiv. Dennoch erschienen sie Coco viel verlockender als diese Hütte, weil sie nicht so knapp an den schwindelnden Abgrund gebaut waren, sondern sich inmitten eines großflächigen Plateaus erhoben und trutziger, widerstandsfähiger wirkten.

Während sie über den schmalen Pfad balancierte, vermied sie in den bodenlosen Abgrund zu blicken und sah vergeblich nach anderen Menschen oder nach Dämonen aus.

Die beiden Häuser auf der langgestreckten Felsplattform, zu der sie hinunterstieg, schienen unbewohnt oder im Augenblick verlassen zu sein.

Sie war nur einen kurzen Augenblick unaufmerksam, hatte sich nicht auf den Weg konzentriert, sondern die beiden Häuser im Auge behalten - und schon geschah es.

Ihr Fuß rutschte an einem Fels aus und glitt in die Tiefe. Sie spürte den rauen Fels schmerhaft an ihrer Wade und versuchte, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, indem sie sich auf die andere Seite warf.

Doch dafür war es zu spät. Sie hatte bereits das Übergewicht bekommen. Der Abgrund kam näher, ihre Hände glitten am rauen Fels ab, Geröll löste sich, eilte ihr auf dem Weg in die Tiefe voraus ...

Ein langgezogener Schrei löste sich aus ihrer Kehle, als sie sich langsam, wie in Zeitlupe, über den Grat hinausneigte und

mit dem Kopf voran in die Tiefe stürzte.

Jetzt war es schon zu spät, ihre Fähigkeit, sich in einen rascheren Zeitablauf zu versetzen, anzuwenden und wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Sie fiel - unendlich langsam, wie es ihr schien.

Aber da war plötzlich ein Flattern über ihr.

Ein mächtiger Schatten stieß auf sie hinab. Etwas packte sie um die Mitte. Sie drehte den Kopf so herum, daß sie über sich den Schädel eines Raubvogels erkennen konnte, aus dem ein handlanger, stark nach unten gebogener Schnabel ragte - ein gräßliches Mordinstrument.

Krallen wie Enterhaken hielten sie sicher fest. Wenn sie zudrückten, würde sie in der Mitte durchtrennt werden, und ihr Kind ...

Aber der riesige Adler, dessen weißes Gefieder so rein und fleckenlos war, wie sie es noch nie gesehen hatte, hielt sie sicher, fest zwar, aber ohne ihr unnötige Schmerzen zuzufügen.

Der riesige Raubvogel stieg mit ihr so leicht und majestatisch in die Luft, als spüre er ihr Gewicht gar nicht. Er flog mit ihr zu der Felsplattform hinauf und lud sie sanft vor einem der Häuser ab. Dann flog er zu seinem Horst zurück, der sich in der Felswand über ihrer Hütte befand.

„Nun hast du bereits Bekanntschaft mit dem weißen Adler gemacht“, sagte Olivaro, der gerade aus dem Haus trat.

Olivaro hatte wieder das Aussehen eines gewöhnlichen Menschen angenommen. Man sah ihm seine ungeheuren magischen Fähigkeiten in dieser Maske nicht an. Wie hätte man auch ahnen sollen, daß dies nicht sein wahres Gesicht war, daß er einen Januskopf besaß, das andere Gesicht, das dem schrecklichen Dämon Olivaro gehörte, auf dem Hinterkopf und unter seinem Haar verborgen.

Coco hatte vor vier Tagen in einem Athoskloster zum ersten Mal Olivaros wahres Gesicht gesehen und erkannt, wie mächtig dieser Dämon sein mußte.

Bei dieser Gelegenheit hatte sie Olivaro gestanden, daß sie ein Kind von Dorian Hunter erwartete.

Nun war nichts mehr von seiner Wut und Enttäuschung zu merken. Olivaro hatte sich wieder voll in der Gewalt. Aber was ging in ihm, hinter seiner Maske eines Biedermannes, vor? Welche teuflischen Pläne hatte er inzwischen geschmiedet?

Coco hatte mit ihm noch nicht die Probleme besprochen, die sich durch ihre Schwangerschaft ergaben. Sie hoffte nur, daß es ihr gelingen würde, Olivaro weiterhin zu täuschen und hinzuhalten.

Denn sie wollte Doriens Kind behalten. Doch das durfte der Fürst der Finsternis nicht einmal ahnen. Seine Rache wäre furchtbar gewesen.

„Wie komme ich hierher?“ fragte Coco.

Olivaros Gesicht war ausdruckslos.

„Ist das denn wichtig, Coco? Du weißt, daß es viele Möglichkeiten gibt, Zeit und Raum zu überbrücken. Von Bedeutung ist nur das Warum. Du befindest dich hier in Mexiko. In der mittleren Sierra Madre, in der Obhut eines guten Freundes.“

Coco zuckte zusammen.

„Soll das heißen, daß ich hierbleiben soll? Unter all diesen schrecklichen Raubvögeln?“

„Hat dir einer dieser Raubvögel nicht gerade das Leben gerettet?“ fragte Olivaro. Ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Es gibt gewichtige Gründe, warum ich dich hierhergebracht habe, Coco. Ich kenne keinen Ort, wo du besser aufgehoben wärst. Der gute Freund, von dem ich gesprochen habe, ist mit

seiner Vogelschar der unumschränkte Herr dieses wilden Landes. Die Vögel werden deine Wächter sein, Coco. Sie werden verhindern, daß Eindringlinge zu dir kommen und dir etwas antun.“

Sie verstand. Aber dennoch war sie sich nicht sicher, ob Olivarios Worte nicht vielleicht eine tiefere Bedeutung hatten. Mißtraute er ihr etwa, und sollten die Vögel sie vor Dorians Zugriff bewahren?

„Bist du jetzt traurig, kleine Coco?“ fragte Olivaro.

„Nachdenklich“, berichtigte sie. „Ich frage mich, ob ich hier wirklich sicherer bin als auf deinem Atoll und was du damit bezweckst, mich hierher gebracht zu haben.“

Olivaro antwortete nicht sofort. Er wandte sich von ihr ab und blickte über das Hochland hinweg in die Ferne.

„Auch ich bin nachdenklich geworden seit den Vorfällen in dem entweihten Athoskloster“, sagte er schließlich. „Ich beginne, intensiv über dich nachzudenken, Coco. Aber ich werde mir nicht schlüssig über dich. Warum hast du nicht schon vor dem Initiationsritus gestanden, daß du von Hunter ein Kind erwartest? Wir hätten dann in aller Stille dieses Problem lösen können. Jetzt bin ich vor der ganzen Schwarzen Familie der Geschmähte, und ich muß mich von diesem Makel reinigen. Rechtfertige dich nicht. Ich will selbst dahinterkommen, warum du mir das angetan hast. Ich kann deine Handlungsweise vorerst nur damit entschuldigen, daß du eine ganz außergewöhnliche Hexe bist und ein viel komplizierteres Wesen, als ich je annahm. Das reizt mich sogar an dir, und wenn es sich so verhält, wie ich hoffe, dann bist du meiner erst recht würdig. Aber du hast durch dein unverständliches Verhalten alles nur kompliziert. Und jetzt mußt du die Konsequenzen tragen.“

„Welche Konsequenzen?“

„Du sollst bis zur Geburt deines Kindes hierbleiben.“

„Und dann...?“

Olivaro sah sie durchdringend an.

„Willst du mein sein, Coco?“

„Ja.“

„Willst du mit mir diese Welt regieren?“

„Ja.“

„Und willst du ehrlich allen menschlichen Schwächen wie Liebe und Treue entsagen?“

„Ja“, sagte Coco und dachte: Wie lange muß ich noch auf diese Weise sündigen und mich in Lügen verstricken? Aber sie würde noch viel mehr erdulden, um ihr Kind zu retten.

Olivaro nahm sie an der Schulter.

„Wenn es dir mit alledem ernst ist. Coco, dann mußt auch du Opfer erbringen.“

Seine Worte versetzten sie in Panik, und beinahe hätte sie ihre Hände schützend vor ihren Leib gelegt, als sein stechender Blick darauf fiel.

Was Olivaro nun sagte, war für Coco wie ein Todesurteil:

„Du wirst dieses Kind unter dem Schutz der Vögel austragen. Und wenn es geboren ist, wirst du es mir zum Geschenk machen.“

Coco fühlte, wie sie die Kräfte zu verlassen drohten. Ihr schwindelte. Aber sie biß die Zähne zusammen und hoffte, daß Olivaro ihr die Schwäche nicht anmerkte.

„Jetzt will ich dich meinem Freund vorstellen“, hörte sie Olivaro wie aus weiter Ferne sagen. „Vergiß nicht, dich bei ihm zu bedanken. Denn er war es, der dich vor dem Sturz in den Abgrund bewahrte. Er lenkte zu diesem Zeitpunkt mit seinem Geist den Weißen Adler. Wenn du Enrique Castillo erst kennengelernt hast, wirst du mir bestimmt beipflichten, daß er ein außergewöhnlicher Dämon ist.“

Coco spürte den Druck Olivarios Hand auf der Schulter, als er sie zum Eingang des Hauses schob. Dann stand sie im Eingang, und sie verspürte den Druck nicht mehr.

Sie hatte das Gefühl, nun völlig allein und auf sich selbst gestellt zu sein. Sie zögerte, doch dann wandte sie sich ruckartig um.

Olivaro war verschwunden.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen, Olivaro wollte sie allein lassen.

Wieder zögerte sie. Sollte sie nicht einfach umkehren und davonlaufen? Aber wohin? Weit würde sie nicht kommen. Selbst wenn die Vögel sie ziehen lassen würden und ihr Meister ihnen nicht befahl, ihr Einhalt zu gebieten, hatte sie kein Ziel vor Augen.

Das alles hatte Olivaro gewiß in Betracht gezogen, als er sie hierherbrachte.

„Kommen Sie nur herein“, kam aus dem Halbdunkel des Hauses eine flüsternde Stimme, die aber trotzdem deutlich hörbar war. „Ich bin bereit, Sie zu empfangen, Coco. Magus VII. hat mir schon viel von Ihnen erzählt.“

Coco betrat das Haus. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an das Dämmerlicht, und sie war irgendwie erleichtert.

Sie konnte nicht sagen, was sie erwartet hatte. Vielleicht irgendein gefiedertes Monstrum, halb Mensch, halb Vogel.

Und wenn der Dämon, der sie erwartete auch keinen alltäglichen Eindruck machte - erschreckend wirkte er nicht auf sie.

Er ließ ihr Zeit, sich an seinen Anblick zu gewöhnen. Er stand eine ganze Weile da, damit sie ihn eingehend betrachten konnte.

Bevor sie jedoch in der Lage war, seine Erscheinung zu

taxieren und sich ein Gesamtbild zu verschaffen, wurde sie von seinen Augen gebannt, von jener Stelle, wo andere menschliche Wesen Augen haben.

Enrique Castillo besaß keine. Er hatte nicht einmal Augenhöhlen. An ihrer Stelle spannte sich eine weiße, durchscheinende und bläulich geäderte Haut.

Er hatte keine Augen. Das war das einzige Anomale an ihm. Seine übrige Erscheinung war durchaus menschlich.

Er hatte das Gesicht eines Mestizen, die Haut war großporig und wettergegerbt, die Lippen voll, das dichte Haupthaar kräuselte sich an der Stirn vorbei bis tief über die Ohren hinunter.

Er war etwas größer als sie, ging leicht gebückt und hatte - das merkte sie, als er sich plötzlich in Bewegung setzte und mit einigen Schritten zu ihr kam - einen schleppenden Gang.

Es gab noch etwas Außergewöhnliches an ihm, aber das war nicht ein Körpermerkmal: Auf seiner linken Schulter saß ein Falke. Und dieser blickte Coco unverwandt an, so daß sie das Gefühl hatte, Castillo betrachtete sie durch dessen Augen.

„Sie sind wirklich unglaublich schön, Coco“, sagte er mit leiser und doch deutlicher Stimme. Und wieder ruhte der Blick des Falken auf ihr. Nun gab es für Coco keinen Zweifel mehr, daß Castillo durch die Augen des Raubvogels sah.

„Wahrscheinlich haben Sie von Magus VII. einiges über mich erfahren“, fuhr er fort, „so daß es sich erübrigt, mich vorzustellen. Ich halte nichts von solchen Floskeln. Das ist was für die dekadenten Menschen.“ Er seufzte. „Aber leider hat sich auch innerhalb der Schwarzen Familie eine gewisse Dekadenz breitgemacht.“

„Olivar sagte, Sie seien ein Freund von ihm“, sagte Coco. Sie wußte nicht recht, ob sie den Falken ansehen sollte oder ob sie ihren Blick auf die Stelle richten sollte, an der Castillos Augenhöhlen von der blassen, geäderten Haut überzogen

waren. Sie würde sich daran gewöhnen, wenn sie erst länger hier war, aber jetzt irrten ihre Blicke zwischen dem Falken und Castillo hin und her.

„Ja, ja, ein guter Freund von mir“, bestätigte Castillo. „Er hat nicht genug davon, in dieser schweren Zeit, in der viele sich in der Schwarzen Familie für den Posten eines Fürsten der Finsternis berufen fühlen. Aber für mich gibt es keinen besseren als Olivaro. Und deshalb heißt der Fürst der Finsternis für mich Magus VII. Sie wissen, warum er Sie zu mir gebracht hat?“

„Ja, ich glaube schon“, sagte Coco zögernd. „Olivaro hat mich in Ihre Obhut gegeben, weil er der Meinung ist, daß ich vor meinen Feinden nirgends sicherer sein kann als hier.“

Der Mund des Mestizen verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. In den Augen des Falken blitzte es auf.

„Diese Erklärung ist so gut wie jede andere“, meinte Enrique Castillo. „Begnügen wir uns damit.“

Coco hob die Hand, zog sie aber sofort wieder zurück, als der Falke auf der Schulter des Blinden sich anschickte, mit dem Schnabel nach ihr zu hauen.

„Welche andere Erklärung könnte es denn noch geben?“ erkundigte sie sich.

„Lassen wir das“, entgegnete Castillo. „Lassen Sie mich lieber Ihnen mein Reich zeigen. Es kommt so selten jemand zu mir auf Besuch, daß ich jede Gelegenheit wahrnehme, um mit meinen Tierchen zu prahlen.“

Er ging an ihr vorbei zur Tür. Dabei drehte der Falke auf seiner Schulter den Kopf und ließ Coco nicht aus den Augen. Es war ein unheimliches Gefühl, zu wissen, daß man von jemandem beobachtet wurde, auch wenn dieser einem den Rücken zudrehte.

„Ist es wahr, daß Sie all die vielen tausend Raubvögel, die in

diesem Canyon wohnen, abgerichtet haben?“ erkundigte sich Coco, als sie ihm ins Freie folgte.

Der Falke wandte sich wie empört von ihr ab, während Castillo vor sich hinkicherte.

„Abgerichtet ist gut“, sagte er dabei. „Meine Liebe, all diese Vögel gehorchen mir aufs Wort! Jeder von ihnen und alle gleichzeitig, wenn es sein muß.“

„Heißt das, Sie können mit ihnen sprechen?“

Sie hatten das Ende der Plattform erreicht, und Castillo gebot ihr mit einer Handbewegung Schweigen. Er gab einige seltsam klingende Zirplaute von sich, und auf einmal schwiegen die vielen Tausende von Vögeln im Canyon wie auf Befehl. Die Stille war unheimlich, und Coco überkam ein Gefühl, als sei sie mit Taubheit geschlagen. Aber da war noch der Wind, der über die zerklüftete Bergwelt pfiff.

Castillo gab wieder einige Vogellaute von sich und deutete auf die gegenüberliegende Schlucht, die etwa einen Kilometer entfernt war. Während alle übrigen Vögel wie zur Bewegungslosigkeit erstarrt innehielten, bewegte sich auf der gegenüberliegenden Felswand ein kleiner Punkt, kam rasch und mit hastig schlagenden Schwingen näher und entpuppte sich als mächtige Harpyie.

„Wenn die Adler die Könige der Lüfte sind, dann sind die Harpyien die Grazien der Luft“, erklärte Castillo schwärmerisch. „Und dabei sind sie nicht ungefährlicher als Adler. Diese Harpyie hier, die Ihnen den Willkommensflug darbringen soll, Coco, kann es mit jedem normalen Adler aufnehmen. Ich habe sie schon Dutzende Male in den Luftkampf geschickt, und immer ist sie als Sieger hervorgegangen.“

„Sie lassen Ihre Vögel auf Leben und Tod miteinander kämpfen?“ fragte Coco. Castillo nickte.

„Es ist immer wieder ein erregendes Schauspiel. Das werden

Sie sicherlich auch finden, Coco, wenn Sie erst einmal zuschauen durften, Aber ich lasse sie nicht allein deshalb miteinander kämpfen, um mich an dem Schauspiel zu ergötzen, sondern vor allem deshalb, um eine Auslese zu treffen. Nur die Besten dürfen überleben. Die Schwachen geben das Futter für die Starken ab. Aber sie sind fast alle stark. Es ist kein Zufall, daß sich meine meisten Tierchen von Menschenfleisch ernähren.“

Die Harpyie war hundert Meter vor ihnen steil in die Höhe gestiegen und schoß nun im Sturzflug auf Coco zu. Sie sah dem Raubvogel fasziniert entgegen, der geradewegs auf sie zusteuerte. Ein Zusammenstoß schien ihr unvermeidlich, und dennoch rührte sie sich nicht vom Fleck, zuckte mit keiner Wimper, auch nicht, als der Vogel schon zum Greifen nahe war und erst im letzten Augenblick knapp über ihr hinwegstrich. Sie spürte, wie seine nach hinten gestreckten Fänge ihre Haare streiften.

Der Falke auf Castillos Schulter hatte sie die ganze Zeit über beobachtet. Jetzt sagte Castillo:

„Sie haben tatsächlich Mut, Coco. In diesem Punkt hat Magus VII. nicht übertrieben. Es gehört mehr als bloße Kaltblütigkeit dazu, diesem Mördervogel so gefaßt ins Auge zu blicken.“

„Ich vertraue Ihren Fähigkeiten im Umgang mit diesen gefiederten Mördern blindlings“, erwiderte sie und hoffte, ihm mit diesem Kompliment zu schmeicheln.

„Das können Sie auch“, meinte er. „Aber tun Sie es nur, solange ich zugegen bin. Diese Tierchen sind unberechenbar. Und läßt man sie einmal aus den Augen ...“

Er unterbrach sich, wandte sich von Coco ab und richtete sein augenloses Gesicht gen Himmel, wo die Harpyie kreiste.

„Komm, schöne Luftänzerin, biete unserem hohen Gast deinen Willkommensgruß dar“, rief er dem Raubvogel zu.

„Zeige was du kannst. Tanze, mein Vogel, tanze!“

Zwischendurch stieß er immer wieder Zirplaute aus, die leicht nachzuahmen gewesen wären. Doch Coco war sicher, daß es einen Trick dabei gab und sie vermutete, daß die eigentlichen Befehlstöne im Ultraschallbereich lagen und für das menschliche Ohr unhörbar waren.

Aber sie verfolgte diese Gedanken nicht weiter.

Denn nun tanzte die Harpyie tatsächlich. Sie breitete die Schwingen im Segelflug aus, zog sie eng an den Körper, während sie einen Looping drehte, um dann wieder in den Segelflug überzugehen und anschließend die Flügel wie ein Schwimmer, der vom Grund des Meeres auftauchen möchte, kräftig nach hinten stieß und aufstieg. Dann wieder das Schwingen-an-den-Körper-Legen, ein seitliches Abtrudeln und das Auffangen des Falles mit ausgebreiteten Schwingen.

Es war ein faszinierendes Schauspiel. Die Harpyie war tatsächlich eine Primaballerina der Lüfte. Und doch konnte man bei aller Grazie nie vergessen, daß ein Schnabelhieb dieses Vogels einem die Kehle aufreißen konnte, daß in diesen Fängen die Kraft wohnte, einem Menschen das Genick mit einem Schlag zu brechen.

Was für eine schöne, mörderische Primaballerina der Lüfte!

„Genug!“ Castillo sagte es schwer atmend, als sei er nicht nur Choreograph dieses Tanzes gewesen, sondern auch Ausführender. „Genug getanzt, Lufttänzerin. Fliege heim in deinen Horst. Ich bin sicher, daß du Coco mit deiner Darbietung beeindruckt hast.“

„O ja“, versicherte Coco und ertappte sich dabei, wie sie beinahe in die Hände geklatscht hätte. „Ich habe noch nie ein so vollkommenes Ballett gesehen - und schon gar nicht in dieser Form.“

„Wenn Sie erst etwas länger hier sind, dann werde ich Ihnen auch die anderen Vorzüge meiner Tierchen zeigen“, versicherte

Castillo, und Coco wußte, was er meinte. Sie wußte es so genau, daß es ihr unwillkürlich kalt über den Rücken lief.

„Aber lassen wir es fürs erste genug sein. Oder haben Sie noch irgendwelche Fragen?“

Coco richtete den Blick unwillkürlich zu dem Haus in der Felswand, in dem sie erwacht war.

„Dort werden Sie wohnen ...“, hörte sie Castillo sagen.

Ihre Augen wanderten von der Hütte weiter die Felswand hinauf, bis zu dem Horst, in dem der mächtige weiße Adler thronte. Ja, er hockte dort wie ein König, den Kopf gereckt, als gelte es, seine Untertanen im Auge zu behalten. Seine Haltung drückte aus, daß er sich seines Herrscherstatus durchaus bewußt war -Herr über Leben und Tod und über alles, was in diesem Canyon kreuchte und fleuchte.

„Ich habe noch nie vorher ein solcher Tier gesehen“, sagte Coco. „Dieser weiße Adler hat mir vorhin das Leben gerettet, als ich vorn Felspfad abrutschte und in die Tiefe zu stürzen drohte. Olivaro sagte, daß ich mich bei Ihnen bedanken müßte, weil eigentlich Sie den Adler gelenkt hatten. Stimmt das?“

„Es ist wahr“, bestätigte Castillo gedankenverloren. „Der weiße Adler ist mein zweiter Körper. Sehen Sie mich *an*. In diesem verkrüppelten Körper bin ich nur ein halber Dämon. Nein, widersprechen Sie mir nicht, Coco. Was wissen Sie schon? Sie müßten einmal im Körper des weißen Adlers gewesen sein, um zu wissen, was es heißt, frei zu sein, der Schwerkraft zu trotzen, denen auch wir Schwarzblütige unterworfen sind. Sie müßten dies erst einmal erlebt haben, um mich verstehen zu können.“

„Ich glaube, das kann ich auch so“, meinte Coco. Sie konnte den Blick nicht von dem weißen Adler lassen. Und je mehr sie ihn betrachtete, desto größer wurde ihre Hochachtung vor ihm, aber auch ihre Angst.

Sie fühlte plötzlich, daß dieser weiße Adler ihr Gegner war.

Vielleicht war er eifersüchtig auf sie, bangte um die Gunst seines Meisters, fürchtete, daß sie ihm den Rang ablaufen könnte. Aber wie dem auch sein mochte, sie wußte, daß ihr von diesem weißen Adler eine große Gefahr drohte.

Als wolle er ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen, sagte Castillo:

„Hüten Sie sich vor ihm. Tun Sie nichts, was ihn provozieren könnte. Versuchen sie vor seinem scharfen Blick zu verbergen, daß Sie ein Kind erwarten!“

Coco zuckte bei diesen Worten zusammen, als wäre ein Blitz in sie gefahren. Ihr Kind! Sie wußte plötzlich, daß die eigentliche Drohung sich gegen ihr Ungeborenes richtete. Die Knie begannen ihr zu zittern, ihre Beine wurden auf einmal so kraftlos, daß sie wankte. Hätte Castillo sie nicht gestützt, wäre sie zusammengebrochen.

„Im Grunde genommen haben Sie nichts zu befürchten, wenn Sie alle meine Anweisungen befolgen, Coco“, redete ihr der Herr über die gefiederten Mörder zu. „Schließlich brachte Magus VII. Sie zu mir, damit Ihnen nichts zustößt. Und dafür verbürge ich mich. Es tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe.“

Coco glaubte das nicht. Sie war sicher, daß Castillo absichtlich auf ihr Kind angespielt hatte. Wollte er nur ihre Reaktion beobachten, wenn sie hörte, was ihrem Ungeborenen zustoßen könnte? Sie mußte sich in Zukunft besser in der Gewalt haben, sagte sie sich. Sonst würde sie ihre wahren Gefühle verraten.

„Sie können sich im ganzen Canyon frei bewegen“, fuhr Castillo fort. „Sie haben überall Zutritt, können zu den Adlerhorsten hinaufklettern und im Fluß am Grund des Canyon baden, wenn er gerade Wasser führt, was im Augenblick leider nicht der Fall ist. Wenn Sie das Bedürfnis haben, können Sie auch tagelange Wanderungen durch die Wildnis unternehmen.

Ich werde Sie nicht daran hindern. Meine Vögel werden Sie schon im Auge behalten und es mir anzeigen, falls Sie sich verlaufen.“

Damit wollte er ihr zu verstehen geben, daß jeder Fluchtversuch sinnlos war, dessen war sie sicher.

„Es gibt überhaupt nur eine Einschränkung für Sie, Coco“, sagte er nach einer kurzen Pause. „Sie betrifft mein Haus. Sie dürfen es zwar jederzeit betreten, doch gehen Sie nicht über den Raum hinaus, in dem ich Sie empfangen habe. Übertreten Sie nie die Schwelle zu den dahinterliegenden Gewölben. Wenn Sie dieses Verbot übertreten, dann kann ich für nichts garantieren. Haben Sie mich verstanden?“

„Ja“, sagte Coco. „Ich werde mich daran halten.“

Sie mußte sich abwenden, weil sie dem stechenden Blick des Falken auf Castillos Schulter nicht standhalten konnte.

„Gut“, meinte Castillo zufrieden. „Nachdem das geklärt ist, können wir uns erfreulicheren Dingen widmen. Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen ein grandioses Schauspiel vorzuführen. Bevor Magus VII. mit Ihnen eintraf, habe ich mit dem weißen Adler einen Erkundungsflug nach Süden unternommen und dabei zwei Indios erspäht. Sie schürfen in einem verlassenen Canyon nach Silber und sind nur mit Macheten bewaffnet. Eine leichte Beute für meine Tierchen. Es wird Sie sicherlich ergötzen, bei der Vogelfütterung zusehen zu dürfen.“

Coco schluckte.

„Ein andermal bestimmt“, sagte sie mit belegter Stimme. „Aber heute fühle ich mich nicht in der richtigen Stimmung. Ich bin müde, und all die vielen neuen Eindrücke haben mich verwirrt. Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich in meine Hütte zurückziehe. Ich möchte im Augenblick nichts als meine Ruhe.“

„Dafür habe ich Verständnis“, sagte Castillo. „Entspannen

Sie sich, Coco - und träumen Sie süß. Denken Sie daran, daß meine Vögel über Sie wachen. Aber vergessen Sie eines nicht. Hüten Sie sich davor, den weißen Adler zu provozieren!“

Die letzten Worte klangen ihr nicht wie ein gutgemeinter Ratschlag, sondern mehr wie eine Drohung.

Dorian Hunter packte seine Winchester fester, als der Pilot hinter ihm irgend etwas rief. Aber es war wegen des Motorenlärms der offenen Sportmaschine nicht zu verstehen.

Dorian drehte sich um.

„Was?“

„Wir haben die Grenze zum Reich des weißen Adlers überflogen!“ schrie Esperno Cortez, so daß ihn Dorian verstehen konnte.

Dorian nickte. Seine Augen hinter der Staubbrille suchten das zerklüftete Bergland nordöstlich von Zacatecas ab. Es war Mittag. Der Fahrtwind peitschte sein Gesicht. Tief unten zog sich einige hundert Meter lang das silberne Band eines Flusses durch einen Canyon und verschwand dann wieder hinter einer Biegung.

Dieses Land schien tot. Seitdem sie das Gebiet der Sierra Madre erreicht hatten, hatte Dorian kein einziges Lebewesen mehr gesehen. Der Himmel wurde von hochauftürmenden Wolken am Horizont beherrscht -und von der Sonne. Das Land bestand aus rot-gelbem, zernarbtem Fels.

Zuerst hatten sie unter sich noch vereinzelt Zwergkiefern, Kakteen und Sträucher erblickt. Dann waren sie in ein Gebiet gekommen, das von Agaven förmlich überwuchert war.

Tlachiqueros zapften diese wuchtigen Rosettenpflanzen mit den weit ausladenden stachelbewehrten Blättern an, um ihren Saft aufzufangen. Einige hatten aufgeblickt, als der Schatten des kleinen Flugzeuges auf sie gefallen war - sie betrachteten

das als willkommene Unterbrechung ihrer Arbeit und winkten mit ihren Sombreros.

„Geben Sie ihnen einen Salut, Hunter!“ hatte Cortez verlangt.

Doch Dorian bereitete es keinen Spaß, die Leute dort unten durch Schüsse zu erschrecken.

Sie waren danach nach Westen abgeschwenkt und über ein riesiges Feld geflogen, auf dem Campesinos in der Sonnenglut Sisalfasern zum Trocknen ausgebreitet hatten.

Das war das letzte Anzeichen von Leben gewesen, und dann war es in steilem Flug hinauf in die Berge gegangen.

Das monotone Motorengeräusch machte Dorian müde und schlaftrig, und hätte er diese wildromantische, unberührte Landschaft nicht mit der Faszination des Großstädters gesehen, der die kurzen Augenblicke der Zivilisationsflucht genoß, die Augen wären ihm zugefallen.

Die Winchester in seiner Hand erschien ihm nutzlos. Nur als Cortez eben wieder den weißen Adler erwähnte, hoffte er, daß diese Waffe ihre Nützlichkeit doch noch unter Beweis stellen würde.

Aber wenn alles stimmte, was Dorian von Cortez über diesen Raubvogel erfahren hatte, dann würde ihm mit herkömmlichen Projektilen wohl nicht so leicht beizukommen sein.

Cortez hatte seit dem Start nur wenige Worte mit ihm gewechselt. Die beiden so grundverschiedenen Männer, die durch eine seltsame Schicksalsfügung zusammengekommen waren, hatten sich kaum etwas zu sagen.

Alles war bereits in Zacatecas besprochen worden.

„Haben Sie die Harpyie, Hunter?“ hatte Cortez gleich nach dem Start wissen wollen.

Dorian hatte die Frage bejaht.

Jetzt blickte er, das Kinn auf die Brust gedrückt, auf seine

Füße hinunter. Dort lag, was von der Harpyie übriggeblieben war: der Raubvogelkopf, von dem die beiden gebrochenen Schwingen herunterhingen.

Und wieder erinnerte er sich der Bedeutung dieses Vogels. Er hatte seinen Weg von London nach Mexico City bestimmt.

Auf dem Flugplatz der mexikanischen Hauptstadt hatte es unter den Zöllnern einige Aufregung gegeben, als sie in Doriens Gepäck die verstümmelte Harpyie gefunden hatten. Aber nach einigem Hin und her mußten sie einsehen, daß es keine Bestimmung gegen die Einfuhr eines toten Raubvogels gab, zumal er ja auch präpariert oder zumindest soweit konserviert war, daß er weder stank noch Schmeißfliegen anzog.

Von Mexico City war Dorian mit einer Chartermaschine nach Zacatecas geflogen. Auf dem dortigen Flugplatz hatte er wieder Aufregung verursacht, als er, den Blicken aller Vorbeigehenden ausgesetzt, mit dem Vogelkadaver in der Hand auf den Mittelsmann gewartet hatte.

Als dann der kleine, krummbeinige Mischling mit dem stoppelbärtigen Gesicht und dem im Nacken baumelnden Sombrero erschienen war, wußte Dorian sofort, daß er sein Mann war.

„Esperno Cortez“, stellte er sich vor und betrachtete grinsend die Überreste der Harpyie, die in Doriens Hand baumelte. „Sie warten doch noch nicht lange, Mr. Hunter? Kommen Sie, gehen wir zu mir. Bei einem Glas Tequila werden wir alles Nötige besprechen.“

Er deutete, immer noch grinsend, auf die Harpyie.

„Da wird Castillo aber Augen machen, wenn wir ihm dieses Geschenk überbringen. Es war einer seiner Lieblingsvögel.“

Zu diesem Zeitpunkt hatte Dorian überhaupt noch nicht verstanden, worauf Cortez anspielte.

Jetzt wußte er Bescheid.

Esperno Cortez bewohnte eine Wellblechbude am Rande des Flugplatzes neben dem Hangar, in dem seine recht klapprig wirkende Piper Super Cub abgestellt war. Selbst der grellrote Anstrich konnte nicht darüber hinwiegäuschen, daß diese Maschine ihre besten Tage schon längst hinter sich hatte.

Als sie die Wellblechhütte betraten, schlug in Dorian sofort eine Warnglocke an.

In dem einzigen Raum stank es erbärmlich. Die beiden Fenster waren mit Fetzen verdunkelt. Auf der einen Breitseite der Wand hing ein Bild, das den Teufel in einer obszönen Szene darstellte.

Darunter, auf dem Satansaltar, lag ein abgehäutetes, verwesendes Kaninchen, über dem Schwärme von Fliegen summten. Überall auf den Wänden standen Spottsprüche wider den christlichen Glauben, entstellte Bibelzitate und Lobhuldigungen an den Fürsten der Finsternis.

Dorian riß die Verdunkelung von den Fenstern, warf den stinkenden Kaninchenkadaver hinaus und streckte dem Teufelsbildnis ein Kruzifix entgegen, bis es verblaßte und nur noch die weiße Leinwand im Rahmen übrigblieb.

Esperno Cortez gebärdete sich wie ein Besessener, versuchte Dorian von seinem Tun abzuhalten, indem er sich auf ihn stürzte.

Aber Dorian hatte keine Mühe, den kleinen, krummbeinigen Mann abzuwehren und ihn mittels seiner Gnostischen Gemme, die er an einer Kette um den Hals trug, in Bann zu schlagen und ihn zu hypnotisieren.

Das zeigte ihm, daß Cortez, wenn er überhaupt zur Schwarzen Familie gehörte, kein mächtiger Dämon war, sondern eher ein Sterblicher, der seine Seele einem Dämon

verkauft hatte.

Nachdem Dorian den Raum gesäubert und durch Symbole der Weißen Magie die dämonischen Einflüsse ausgeschaltet hatte, wandte er sich wieder Esperno Cortez zu und befreite ihn von dem hypnotischen Zwang.

Cortez begann zu jammern, gebärdete sich wie ein Tollwütiger, Schaum trat ihm vor den Mund. Dorian flößte ihm solange Bacardi ein - etwa eine halbe Flasche - bis sich der Mestize beruhigte.

Plötzlich lachte er glücksend.

„Ich bin ein Fumigador, Señor“, sagte er lallend. „Einer, der die Felder besprüht und davon bescheiden lebt. Eines Tages kam ein wohlhabend scheinender Herr zu mir und verlangte, daß ich meine Tanks mit einem von ihm zubereiteten Mittel füllte. Er bot mir dafür tausend amerikanische Dollar. Ich nahm das Angebot an und besprühte damit ein angeblich unbewohntes Gebiet in der Sierra Madre. Später erfuhr ich, daß ich Tausende von Raubvögeln getötet hatte, die in diesem Gebiet nisteten.“

So lernte Dorian seinen Mittelsmann kennen.

Esperno Cortez war im Grunde genommen kein so übler Bursche. Dorian verdankte es jedoch nur seiner Weitsicht und dem Umstand, daß er die Wellblechbude von allen dämonischen Einflüssen gesäubert hatte, daß er sein wahres Ich kennenlernte.

Cortez war der Sklave eines Dämons, einer von jenen unzähligen namenlosen Menschen, die in die Abhängigkeit der Schwarzen Familie geraten waren und danach selbst zu Teufeln in Menschengestalt wurden.

Jetzt war Cortez - für den Augenblick zumindest - wieder normal. Er begann zu heulen und sein Schicksal zu beklagen. Dorian wartete, bis er sich beruhigt hatte. Dann unterhielt er sich mit ihm.

„Die Tausende von Raubvögeln, die ich damals vor drei Jahren durch das Sprühmittel getötet hatte, gehörten Enrique Castillo, Mister Hunter“, erklärte Cortez. „Sagt Ihnen der Name etwas? Nein? Das überrascht mich, denn ich war der Meinung, daß Sie über die Dämonen ziemlich gut Bescheid wissen. Zumindest sagte man mir das.“

„Wer hat Ihnen das gesagt, Esperno?“ wollte Dorian wissen. Aber sosehr er in den Mestizen drang, er erfuhr von ihm nicht den Namen des Dämons, dessen Diener er war. Dorian beließ es dabei und fragte statt dessen:

„Was soll ich hier in Mexiko? Und warum ist gerade der Kadaver der Harpyie mein Erkennungszeichen?“

„Das wissen Sie auch nicht?“ wunderte sich Cortez. „Nun, dann fürchte ich, Mr. Hunter, daß ich Ihre Neugierde auch nicht vollauf befriedigen kann. Man hat mir nur aufgetragen, Sie in Castillos Reich zu bringen und Sie im Kampf gegen ihn zu unterstützen.“

„Und welche Veranlassung sollte ich haben, mich mit diesem Castillo anzulegen?“

„Wir sitzen im selben Boot, Mr. Hunter“, erklärte Cortez. Und Dorian erfuhr seinen Leidensweg.

Castillo sei ein mächtiger Dämon, sagte er, der mit Vögeln sprechen könne und es verstehe, sie sich untertan zu machen. Er lebe in der mittleren Sierra Madre und beherrsche mit seinen Tausenden von Raubvögeln ein riesiges Gebiet. Wer in sein Reich eindrang, mußte dies mit seinem Leben bezahlen und wurde den Raubvögeln zum Fraß vorgeworfen.

Cortez wurde von den mit Castillo verfeindeten Dämonen ohne sein Wissen gegen den Beherrscher der Vögel ausgespielt, als er Tausende dieser Tiere mit dem Sprühmittel aus der Luft tötete.

Castillo hatte Cortez Rache geschworen, und so hatte Cortez keine andere Wahl, als sich in die Abhängigkeit der Dämonen

zu begeben, um sein Leben zu schützen.

„Sie haben mich überlistet“, sagte Cortez bitter. „Ich hatte keine andere Wahl, als mich ihnen auszuliefern oder mich von Castillos Raubvögeln in Stücke reißen zu lassen. Aber jetzt weiß ich, daß ein rascher Tod besser gewesen wäre, als dieses Leben.“

Er schüttelte den Kopf und betrachtete Dorian.

„Warum sage ich Ihnen, ausgerechnet Ihnen, das alles? Sie sind ja auch einer von denen. Und selbst wenn Sie jetzt noch glauben, Ihr eigener Herr zu sein, der Tag wird kommen, an dem Sie sich den Dämonen ausliefern.“

„Diese Gefahr besteht“, gab Dorian zu. „Aber ich habe meine Vorkehrungen getroffen. Ich weiß mich zu schützen. Sie haben mir „aber noch nicht gesagt, warum Sie glauben, wir säßen im selben Boot.“

„Daß wir Sklaven, oder meinetwegen Verbündete, wenn Ihnen das besser gefällt, Mr. Hunter, ein und derselben Dämonenclique sind, ist ein Grund“, erklärte Esperno Cortez. „Der andere Grund ist, daß Castillo unser beider Todfeind ist. Ich muß ihn vernichten, damit ich endlich nicht mehr seine Rache zu fürchten brauche. Sie müssen sich mit ihm anlegen, weil er Ihre Geliebte bewacht.“

„Was?“

Auf diese Weise erfuhr Dorian, daß Coco vermutlich die Gefangene des Vogelbeherrschers Enrique Castillo war.

Dorian konnte natürlich nicht sicher sein, ob diese Angaben der Wahrheit entsprachen, oder ob ihn die Oppositions-Dämonen nur unter diesem Vorwand herlockten und ihn für ihre eigenen Zwecke einspannen wollten.

Aber wie dem auch sei, er mußte jede noch so geringe Chance ergreifen, um Coco zu befreien. Sie war die Mutter seines ungeborenen Kindes.

Er wußte jetzt, daß er ihr unrecht getan hatte.

Ihre Liebe zu ihm war echt.

Am nächsten Tag starteten sie mit Cortez' Sportmaschine in die Sierra Madre, um den Kampf gegen Enrique Castillo und sein Raubvogelheer aufzunehmen.

Sie beluden die Maschine mit Tequila, weißem Rum und Lebensmitteln, um die in den Bergen lebenden Indios damit bestechen zu können. Sie führten ein Waffenarsenal mit sich, und die Sprühtanks waren mit dem magischen Vogelgift gefüllt.

„Da!“

Cortez' Hand erschien über Dorians Schulter und deutete zum Horizont.

„Ich habe gewußt, daß uns der weiße Adler seine Aufmerksamkeit schenken würde!“ rief der Mestize triumphierend über den Motorenlärm hinweg. „Jetzt können Sie zeigen, Mr. Hunter, daß die Winchester in Ihren Händen nicht nur eine Attrappe ist.“

Cortez mußte einen Adlerblick besitzen, denn er hatte den Vogel lange vor Dorian entdeckt. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis Dorian den rasch größer werdenden Punkt als den Adler identifizieren konnte.

Er kam von vorn auf sie zugeflogen, so daß Dorian keine Möglichkeit hatte, ihn aufs Korn zu nehmen, wollte er nicht riskieren, den Propeller des Flugzeugs zu treffen. Als Cortez erkannte, daß sich der Raubvogel im toten Winkel befand, schwenkte er die Maschine ab. Aber der weiße Adler war klug. Er durchschaute die Absicht des Piloten und tauchte im Zick-Zack-Flug unter der Maschine hinweg.

Als Dorian die Winchester herumgerissen und wieder in Anschlag gebracht hatte, war der weiße Raubvogel schon

längst außer Schußweite und zwischen den zerklüfteten Felsen verschwunden.

„Der weiße Adler wird sich hüten, mir nochmals vor den Lauf zu kommen.“

„Ha!“ machte Cortez. „Der weiße Adler fürchtet nichts. Weder dieses Flugzeug, noch Ihre Winchester. Wir stellen für ihn eine Herausforderung dar. Wenn wir hartnäckig auf Kurs bleiben und nicht umkehren, wird er sich früher oder später wieder zeigen.“

Cortez hatte noch nicht ausgesprochen, als der weiße Adler wieder auftauchte.

Dorian sah ihn aus einem Canyon auftauchen. Als die Sonnenstrahlen auf sein schneeweißes Gefieder fielen, schien es ihm, als sei er von einer leuchtenden Sphäre umgeben. Der Anblick bannte ihn, und als er seine Fassung wiedergefunden hatte und das Gewehr in Anschlag brachte, drehte der Adler schon wieder ab, stieg in die Höhe und flog über ihren Köpfen dahin.

Dorian riß die Winchester blitzschnell hoch und riskierte einen Schuß, ohne lange zu zielen. Er verfehlte den weißen Adler um einige Meter.

Cortez steuerte die Maschine nach links und beschrieb eine weite Kurve, als der Adler nach rechts auswich. So verhalf er Dorian wieder zu einem günstigeren Schußwinkel, aber die Entfernung zwischen ihnen und dem Raubvogel wurde größer.

Dorian feuerte auf gut Glück das ganze Magazin leer. Doch er traf nicht. Der weiße Adler breitete sogar - wie um den Schützen zu verhöhnen - seine Schwingen weit aus und stand sekundenlang senkrecht in der Luft.

Dorian lud die Winchester in fiebriger Hast nach. Als er sie wieder anlegte, war der weiße Adler längst hinter einem Felsen verschwunden.

„Haben Sie gesehen, wo er sich versteckt hat, Cortez?“ brüllte Dorian. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Dann fliegen Sie hin. Vielleicht können wir ihn in seinem Versteck überraschen. Wenn er sich dann von den Felsen erhebt, um zu flüchten, knalle ich ihn ab.“

„Das ist zu riskant, Mr. Hunter“, rief Cortez zurück. „Nicht wir haben ihn in der Falle, sondern er will uns in eine locken.“

„Tun Sie, was ich sage!“

Esperno Cortez gehorchte.

Er schwenkte die Maschine herum und flog den Felsen an, hinter dem der weiße Adler verschwunden war.

Dorian blickte über die Zieleinrichtung der Winchester zu den Felsen hinüber, bereit, beim Auftauchen des Raubvogels sofort zu schießen. In der Luft war der viel wendigere Adler dem Flugzeug überlegen, doch wenn er sich am Boden befand, dann war er ziemlich hilflos.

Sie näherten sich der Felserhebung, und Cortez riß die Maschine steil in die Höhe, um eine Kollision zu vermeiden. Als die Schnauze des Flugzeuges sich hob, erblickte Dorian den Raubvogel.

Wie ein weißer Schatten, mit ausgebreiteten Schwingen, hob er von einer Plattform ab. Er hielt irgend etwas in den Fängen.

Dorian wurde durch das Aufbäumen der Maschine in den Rücksitz gedrückt, verlor den weißen Adler aus dem Visier und mußte das Gewehr herumschwenken, um ihn von der anderen Seite wieder aufs Korn nehmen zu können.

„Achtung!“ schrie Cortez.

Dorian wußte nicht, worauf er sich vorbereiten sollte, als der weiße Adler plötzlich vor ihnen auftauchte.

„Nicht schießen, Mr. Hunter. Der Propeller!“

Dorian knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen, als er den Adler so nahe vor sich hatte und nicht schießen konnte,

weil er den Propeller getroffen hätte.

Cortez versuchte, die Maschine so rasch wie möglich herumzureißen. Doch es ging nicht rasch genug, um Dorian zum Schuß kommen zu lassen.

Der weiße Adler kam im toten Winkel unheimlich schnell heran. Da erkannte Dorian, daß er einen schweren Felsbrocken in den Fängen hielt.

Dorian wußte sofort, was er damit beabsichtigte.

„Schwenken Sie ab! Verdammt, Cortez, wir müssen fort, bevor der Adler den Felsbrocken als Geschoß einsetzen kann.“

Cortez schrie und fluchte, aber er konnte nicht mehr aus dem Flugzeug herausholen als drin war. Und an Wendigkeit übertraf der weiße Adler die Piper Super Cub bei weitem.

Der Adler erschien nun über ihnen. Riesengroß.

Dorian glaubte sogar zu erkennen, daß sich die Fänge einen Augenblick lang entspannten, dann öffneten sich die Krallen und der Felsbrocken fiel wie vom Katapult geschleudert schräg auf sie zu.

Es gab einen furchtbaren Krach, als der Fels den Propeller streifte und gleich darauf gegen die Schnauze des Flugzeugs prallte. Dorian wurde wie bei einem Erdbeben erschüttert.

Wäre Cortez nicht ein so ausgezeichneter Pilot gewesen und hätte er es nicht geschafft, die Maschine im entscheidenden Moment steil in die Tiefe zu ziehen, der Propeller wäre zweifellos voll getroffen worden und zerbrochen.

Es gab noch einmal eine gefährliche Situation, als sie beinahe mit den Rädern die unter ihnen auftauchende Felswand streiften. Aber Cortez beherrschte seine Maschine ausgezeichnet. Er brachte sie noch rechtzeitig in die Höhe und rettete die Situation.

Aber es schien, daß es doch nicht so gutgegangen war, wie Dorian zuerst geglaubt hatte. Das Flugzeug gab ein seltsames

Geräusch von sich, und Dorian schien es, als ob sich der Propeller nicht mehr so regelmäßig drehte wie bisher.

„Der Propeller scheint beschädigt zu sein!“ rief er über die Schulter. Er drehte sich so weit zurück, daß er in Cortez' verkniffenes Gesicht blicken konnte.

Der Pilot nickte.

„Wir müssen notlanden“, erklärte er. „Ich kenne ganz in der Nähe eine aufgelassene Grubenstadt, die noch von lichtscheuem Gesindel bewohnt wird. Dort gibt es ein Plateau, auf dem wir niedergehen und den Schaden wieder in Ordnung bringen können.“

„Werden wir es schaffen?“ Cortez lachte nur. Aber so sicher, wie er sich gab, war er wohl kaum, denn er vollführte keinerlei Kunststücke mehr, sondern flog die Maschine in gerader Linie und auf gleicher Höhe. Er wich den aufragenden Felsen schon von weitem in großem Bogen aus. Wenigstens ließ sich die Maschine noch navigieren, dachte Dorian.

Links von ihnen tauchte wieder der weiße Adler in der Ferne auf. Er konnte sich als Sieger des Zweikampfes mit dem viel größeren Vogel betrachten.

Dorian war sicher, daß er trotz der Entfernung jede Einzelheit im Flugzeug erkennen konnte. Wahrscheinlich entgingen ihm auch nicht ihre verzweifelten, verschwitzten Gesichter.

Da erinnerte sich Dorian ihres Vorhabens, den Kadaver der Harpyie abzuwerfen. Ursprünglich war geplant gewesen, die Harpyie über jenem Canyon abzuwerfen, in dem Castillo mit seinen Vögeln lebte. Es sollte eine Herausforderung an ihn sein.

Aber bis zu dem Canyon würden sie es wohl kaum mehr schaffen. Warum also den toten Vogel nicht schon hier abwerfen? Den scharfen Augen des Adlers würde er sicherlich nicht entgehen. Und vielleicht bot sich Dorian noch die Chance

...

Er bückte sich, nahm die Harpyie an einem Flügel und warf sie in weitem Bogen aus dem Flugzeug.

„Versuchen Sie, eine Schleife zu drehen, Cortez!“ befahl Dorian, ohne den weißen Adler aus den Augen zu lassen.

Der Raubvogel stand plötzlich mitten in der Luft still, dann schoß er mit kräftigen Flügelschlägen schräg in die Tiefe und ließ sich dann wie ein Stein fallen.

Dorian legte die Winchester an. Er bekam den weißen Adler ins Ziel, weil dieser beim Anblick des Vogelkadavers alle Vorsicht vergaß und mit gleichbleibender Geschwindigkeit dahinschoß, ohne die Richtung zu ändern. Er konnte sich Extravaganz auch nicht leisten, weil er sonst die fallende Harpyie nicht mehr erreicht hätte.

Dorian mußte sich fast den Hals verrenken, um den weißen Adler im Visier zu behalten. Aber es lohnte sich.

Gerade als der weiße Adler die Fänge nach der toten Harpyie ausstreckte, drückte der Dämonenkiller ab. Er schoß das Magazin leer.

„Getroffen!“ schrie Cortez.

Dorian sah über den Lauf der Winchester hinweg, wie das Geschoß dem Adler einen der ausgebreiteten Flügel fortriß. Federn stoben auseinander und färbten sich dunkel.

Dorian lud schnell nach, doch der Weiße Adler war trotz seiner Verwundung längst in den Schatten zwischen den Felsen untergetaucht.

„Getroffen!“ jubilierte Cortez dennoch. „Sie haben Castillos Lieblingstier einen gehörigen Denkzettel verpaßt. Dafür könnte ich Sie küssen.“

Im nächsten Augenblick wurde Dorian umarmt. Das Flugzeug begann beängstigend zu wackeln, als sich Cortez aufstellte, weit nach vorn beugte und Dorian seine trockenen

Lippen schmatzend auf die Schläfe drückte.

„Passen Sie lieber auf, daß wir nicht dort unten zerschellen“, ermahnte Dorian ihn ärgerlich.

Aber Cortez lachte nur und bekam die Maschine sofort wieder in seine Gewalt.

Coco zuckte zusammen, als aus dem Canyon ein Geschrei aus Tausenden von Vogelkehlen ertönte. Es war ein unheimlicher Chor, den die Vögel anstimmen, und doch empfand ihn Coco als Ausdruck von Trauer und Schmerz.

Sie war nun schon über eine Woche hier, hatte jedoch den Fuß in dieser Zeit kaum vor ihrer Hütte zu setzen gewagt - aus Angst vor dem weißen Adler.

Selbst wenn Castillo sie in sein Haus einlud oder ihr anbot, einem Kampfspiel auf Leben oder Tod seiner Vögel beizuwohnen, hatte sie versucht, durch Vortäuschen von Unpäßlichkeit diese Einladungen auszuschlagen.

Freilich war das nicht immer möglich gewesen, so daß sie einige Male dem grausigen Schauspiel zusehen mußte, wie sich die Raubvögel - „Nur um eine Auslese zu schaffen, meine Liebe, nur deshalb!“ - gegenseitig zerfleischten.

Aber schlimmer waren noch die Augenblicke gewesen, wenn Castillo sie zum Essen lud. Er machte nicht nur versteckte Anspielungen darüber, woraus die Speisen, die er ihr servierte, bestanden, sondern sparte auch nicht mit versteckten Drohungen und Prophezeiungen über das Schicksal ihres Kindes.

Enrique Castillo weidete sich an ihrer Angst und ihrem Entsetzen.

Deshalb zog sie es die meiste Zeit vor, ihre Hütte unter dem Horst des weißen Adlers nicht zu verlassen.

Doch jetzt wurde sie neugierig. Es mußte schon etwas

Ungewöhnliches vorgefallen sein, wenn die Vögel ein so schauriges Klagelied anstimmten.

Sie trat vor die Hütte.

Der Himmel verdunkelte sich vor Vogelleibern. Sie schwirrten wie verrückt durch die Lüfte, hackten mit den Schnäbeln aufeinander ein, während sie qualvolles Krächzen von sich gaben.

Coco blickte zu der Plattform mit den beiden Gebäuden hinüber, und der Atem stockte ihr.

Dort hockte der weiße Adler. Einer seiner Flügel stand in einem seltsamen Winkel vom Körper ab und war an einer Stelle dunkel gefärbt.

Enrique Castillo kniete vor ihm und betastete ihn mit zitternden Fingern. Der Falke auf seiner Schulter kreischte und schlenkerte den Kopf hin und her.

Da Coco nun nichts von dem weißen Adler zu befürchten hatte, betrat sie den schmalen Pfad und ging zur Plattform hinunter.

Als sie sich Castillo näherte, sah sie, wie er unter den Klauen des weißen Adlers einen Vogel hervorholte. Bei näherem Hinsehen sah Coco, daß er nur noch aus Kopf und Schwingen bestand.

Castillo heulte auf und drückte den Vogelkadaver gegen sein augenloses Gesicht. Der Falke auf seiner Schulter kreischte wieder.

Coco stand eine Weile still und überließ den Dämon seinem Schmerz. Endlich wagte sie es, zu fragen:

„Was ist passiert?“

Beim Klang ihrer Stimme wurde der weiße Adler unruhig. Er wirbelte herum und kam mit ausgebreiteten Schwingen auf sie zu. Coco schrie auf und preßte die Hände gegen den geschwollenen Leib.

Castillo gab einen seiner Vogellaute von sich. Der weiße Adler hielt an. Jetzt sah Coco, daß die dunkle Stelle in seinem Gefieder Blut war.

„Sie haben auf ihn geschossen“, sagte Castillo dumpf. „Sie saßen in einem Flugzeug und haben auf ihn geschossen.“

„Das tut mir leid“, log Coco und konnte nicht umhin zu sagen: „Ich habe immer geglaubt, der weiße Adler sei unbesiegbar.“

„Sie haben ihn nicht besiegt!“ schrie Castillo, und der Falke auf seiner Schulter hackte mit seinem Schnabel wütend in Cocos Richtung.

„Nein, es war kein Sieg“, fuhr Castillo fort und preßte die verstümmelte Harpyie wieder gegen das Gesicht. „Sie haben es gegen den weißen Adler mit Hinterlist und Tücke versucht. Aber viel haben sie nicht erreicht. Bis morgen ist die Wunde verheilt, und nicht einmal mehr eine Schramme wird davon zurückgeblieben sein. Er wird wieder so schön sein wie zuvor. Oh, sie werden mir dafür büßen!“

„Wer?“ erkundigte sich Coco interessiert. „Von wem sprechen Sie?“

Castillo heulte wieder auf und hielt ihr in den ausgestreckten Händen den Kadaver der Harpyie hin.

„Sie war einer meiner Lieblingsvögel“, erklärte der Dämon mit gepreßter Stimme. „Vor drei Wochen verschwand sie spurlos. Ich habe geahnt, daß sie von den Feinden des Magus VII. geraubt worden war. Jetzt haben sie mir ihren Kadaver geschickt. Das ist eine Herausforderung, Coco. Und ich nehme sie an.“

Coco verstand nun die Hintergründe etwas besser. Olivaro hatte ihr gegenüber angedeutet, daß gewisse Kreise innerhalb der Schwarzen Familie ihn stürzen wollten.

Eigentlich hatte Olivaro schon von Anbeginn seiner

Herrschaft, als er sich zum Fürsten der Finsternis ausgerufen hatte, mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Es gab nicht viele Dämonen, die ihn als Fürst der Finsternis akzeptierten.

Doch jetzt schien es, daß jene, die im geheimen gegen ihn opponiert und intrigierte hatten, ihm den offenen Kampf ansagten. Zumindest schritten sie gegen seine Verbündeten ein.

Coco war das eigentlich recht. Vielleicht konnte sie den Kampf der rivalisierenden Dämonengruppen für sich ausnützen und von hier fliehen.

„Ich hätte den weißen Adler nicht allein fliegen lassen sollen“, machte sich Castillo Vorwürfe. „Ohne meine Führung erbringt er nur die Hälfte seiner Wirkung. Aber ich weiß, wo ich jene finden kann, die auf ihn geschossen haben. Und ich werde noch heute zum Gegenschlag ausholen.“

„Wollen Sie den weißen Adler in diesem Zustand kämpfen lassen?“ fragte Coco.

„Auch wenn er durch die Verletzung behindert ist, kann er es noch immer mit den anderen aufnehmen, wenn ich ihn leite“, antwortete Castillo. „Ich werde mit ihm fliegen. Und meine Rache wird furchtbar sein.“

Coco hatte noch nicht feststellen können, wie es Castillo möglich war, mit seinem Geist in den Körper des weißen Adlers zu schlüpfen und ihn zu übernehmen.

Ihr war aber aufgefallen, daß Castillos Körper immer verschwunden blieb, solange sein Geist mit dem Raubvogel ausflog. Was passierte dann mit seinem Körper? War Castillo in der Lage, in zwei Körpern gleichzeitig zu sein?

Das schien ihr unwahrscheinlich. Aber sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen, denn es war für sie von großer Bedeutung.

„Ziehen Sie sich in Ihre Hütte zurück, Coco“, befahl ihr Castillo. „Und lassen Sie sich während meiner Abwesenheit

nicht im Freien blick en. Ich werde meinen Tieren Anweisung geben, darüber zu wachen, daß Sie sich an meine Befehle halten.“

„Ich dachte, ich könnte mich überall im Canyon frei bewegen, Castillo“, sagte Coco ärgerlich.

„Zu jeder Zeit“, bestätigte der Dämon, schränkte aber sofort ein: „Dies ist jedoch eine Ausnahmesituation. Es geht mir auch um Ihre Sicherheit, wenn ich verlange, daß Sie sich nicht im Freien blicken lassen.“

Er blieb vor seinem Haus stehen und sah ihr nach. Erst als sie den schmalen Pfad hinter sich gelassen hatte und in ihrer Hütte verschwand, ging auch er ins Haus.

Durch das Fenster sah Coco den weißen Adler in seinen Horst über ihrer Hütte fliegen.

Sie brauchte nicht lange darauf zu warten, bis sich der Vogel wieder erhob und gen Osten davonflog. Jetzt war der weiße Adler nicht mehr bloß ein Raubvogel, sondern er wurde von dem dämonischen Geist Castillos besetzt. Und was war inzwischen mit Castillos Körper?

Dieser Gedanke ließ Coco nicht los. Warum bestand er so ängstlich darauf, daß sie den hinteren Gewölben seines Hauses fernblieb?

Fürchtete er, daß sie sein Geheimnis entdecken könnte?

Früher oder später würde Coco der Sache nachgehen, das stand für sie fest.

Von der Hochebene, auf der die Piper ausgerollt war, hatten sie einen guten Überblick auf den Paß, über den einst die Eisenbahn geführt hatte, und auf die Grubenstadt Real de Contrabandista.

Cortez hatte den Schaden am Propeller überprüft und erklärte, daß es einige Zeit dauern würde, ihn zu beheben.

„Freilich“, fügte er hinzu und warf dem Dämonenkiller einen lauernden Blick zu, „mit Hilfe der Schwarzen Magie wäre es in wenigen Minuten möglich, wieder zu starten.“

„Nichts da“, lehnte Dorian ab. Als Cortez einen neuerlichen Versuch unternehmen wollte, ihn zu überreden, die Hilfe des ihm wohlgesinnten Dämons in Anspruch zu nehmen, sagte Dorian:

„Okay, wie Sie meinen, Esperno. Wenn Sie wollen, daß die Dämonen Ihre Seele zum Nachtisch verspeisen, dann machen Sie Ihre Beschwörung. Aber ich will dann nichts mehr mit Ihnen zu tun haben.“

„Schön, schön, vergessen wir es“, gab Cortez nach. „Es war ja nur so ein Gedanke. Mir ist eben nicht wohl bei der Vorstellung, den Galgenbrüdern aus der Grubenstadt hilflos ausgeliefert zu sein.“

„Das ist immer noch besser, als einem Dämon zu gehören“, entgegnete Dorian. Dabei war er sich natürlich nicht sicher, daß Cortez nicht mehr von dem Dämon abhängig war. Sein bescheidener Exorzismus mochte nur einen Teilerfolg erbracht haben.

Sie hatten abgemacht, daß sie die Hilfe der Dämonen nicht mehr in Anspruch nehmen würden und zu versuchen, Komplikationen mit ihren eigenen Fähigkeiten zu meistern. Cortez schien kein großes Vertrauen in sich zu haben, aber immerhin hatte er Dorian sein Versprechen gegeben. Manchmal war er jedoch versucht, den leichteren Weg zu gehen.

Dorian hatte seinen Sombrero aus dem Cockpit geholt und warf sich den Sarapo um. Mit seinem dunklen Teint und dem üppigen Schnurrbart sah er fast wie ein Einheimischer aus, aber nur fast. Er trug diese Tracht nicht, um zu verbergen, daß er ein „Gringo“ war. Er wäre sich aber in seinem westlichen Anzug komisch vorgekommen. Außerdem schützte der Sombrero vor

der stechenden Sonne.

„Da kommen sie“, stellte Cortez fest.

„Sie“, das war eine Gruppe zerlumpter, verwildert aussehender Gestalten, die hinter den Felsen auftauchten und gemächlich näher kamen. Sie waren alle bewaffnet. Jeder trug eine Machete, über der Brust hatten sie Patronengurte gekreuzt, in denen aber keine Munition steckte.

Nur der Mann an der Spitze - ein hellhäutiger Mexikaner, in dessen Adern wahrscheinlich spanisches Blut floß, mit einem weit nach unten hängenden, dünnen Oberlippenbart - trug in seinen Armen ein langläufiges Gewehr wie ein Baby. Es war eine veraltete Waffe mit Bajonett, die noch aus der Zeit der Revolution stammen mußte.

Er wirkte auch alt genug, um noch an Pancho Villas' Seite gekämpft haben zu können.

Dorian öffnete eine Flasche Bacardi und trank einen Schluck des weißen Rums.

„Buenas tardes, Muchachos“, begrüßte er die Männer, die einige Schritte vor ihnen im Halbkreis stehengeblieben waren. Auf Englisch fuhr er fort: „Es tut mir leid, daß wir die Ruhe eures friedlichen Ortes stören. Aber wir mußten mit unserem Flugzeug notlanden, nachdem wir mit einem weißen Adler kollidierten.“

Zufrieden stellte er fest, daß der Anführer bei Nennung des weißen Adlers zusammenzuckte. Er wandte sich einem seiner Begleiter zu, flüsterte etwas auf Mexikanisch, woraufhin dieser sich umwandte und den Weg zurückrannte, den sie gekommen waren.

„Buenas tardes, Gringo“, sagte der hellhäutige Mexikaner abfällig zu Dorian. „Ihr seid Amerikaner?“

„Engländer“, berichtigte Dorian und deutete über seine Schulter. „Mein Begleiter, Esperno Cortez, ist ein Landsmann

von euch. Mein Name ist Dorian Hunter. Und ich bin auch Jäger.“

„Ein Jäger welcher Art?“

Dorian zuckte die Achseln.

„Ich jage immer nur das Wild, das sich gerade anbietet. Im Moment habe ich es auf weiße Adler abgesehen.“

Die Mexikaner, die zweifellos genug Englisch beherrschten, um den Sinn seiner Worte verstehen zu können, begannen zu lachen. Als ihr Anführer darin einstimmte, schüttelten sie sich vor Heiterkeit.

„Da hast du dir aber ein hohes Ziel gesteckt, Gringo“, meinte der Anführer. „Vielleicht hat dich das erste Zusammentreffen mit dem weißen Adler aber bereits von deinem Vorhaben abgebracht. Daran, wie er dein Flugzeug beschädigt hat, kannst du ermessen, was er mit dir anstellen wird, wenn er dich in die Fänge bekommt.“

Die anderen Mexikaner bekreuzigten sich verstohlen, als wieder der Name des weißen Adlers fiel.

Dorian grinste. Er glaubte, daß er sich keine Blöße geben durfte, um vor diesen hartgesottenen Burschen bestehen zu können und es besser war, sich überheblich zu geben.

„Ich weiß nur, daß der weiße Adler Respekt vor mir hat“, sagte er diesmal auf Spanisch und nahm wieder einen Schluck aus der Flasche. Es entging ihm nicht, daß den Mexikanern, die kaum jemals etwas anderes zum Trinken bekamen als Pulque, bei diesem Anblick das Wasser im Munde zusammenlief. Dorian schmatzte genüßlich und fügte hinzu: „Meine Winchester hat ihm diesen Respekt beigebracht. Und wenn ihr glaubt, der weiße Adler sei unverwundbar, dann laßt euch von mir eines Besseren belehren. Gegen Kugeln ist auch er nicht gefeit.“

„Du hast den weißen Adler getroffen?“ erkundigte sich der

Anführer unter dem Raunen seiner Begleiter.

Dorian setzte zu einer Antwort an. Doch da ertönte von unten, aus der Siedlung, wildes Geschrei.

Die Männer rannten zum Rand der Hochebene. Dorian griff nach seinem Gewehr und folgte ihnen. Er sah, daß am Rande der Siedlung einige Leute zusammengelaufen waren. Hysterische Frauenstimmen übertönten alles. Zwei Frauen, die wild gestikulierten, wurden von den Männern, die aus allen Richtungen herbeiliefen, bedrängt.

„Sie haben den weißen Adler gesehen“, stellte der Anführer der kleinen Gruppe fest. Und er fixierte mit seinen dunklen, stechenden Augen Dorian. „Die Frauen sagen, daß er auf einem Flügel einen dunklen Fleck, wie von einer Wunde, hat.“

Dorian klopfte grinsend auf den Schaft seiner Winchester.

Der hellhäutige Mexikaner schüttelte den Kopf.

„Das ist kein gutes Zeichen. Es ist ein böses Omen.“

Als er Doriensverständnislosen Gesichtsausdruck sah, erklärte er ihm:

„Der weiße Adler kommt, um furchtbare Rache zu nehmen. Und das haben wir dir zu verdanken, Gringo.“

Dorian reagierte blitzschnell. Er konnte sich denken, daß der Mann keine leere Drohung gegen ihn aussprechen würde. Und tatsächlich ging bei seinen Worten eine Unruhe durch seine Männer.

Bevor sie jedoch noch irgend etwas unternehmen konnten, hatte Dorian die Winchester in Anschlag gebracht. Und neben ihm tauchte Esperno Cortez mit schußbereiten Colts in den Händen auf.

„Keine Dummheiten“, warnte Dorian. „Was für erbärmliche Feiglinge ihr doch seid. Wir dachten, daß ihr es uns danken würdet, wenn wir euch von der Tyrannie des weißen Adlers befreiten. Doch statt dessen habt ihr die Hosen dermaßen voll,

daß ihr uns ihm opfern wollt. Aber daraus wird nichts.“

Die Mexikaner standen unschlüssig da. Dorian entgingen ihre Ängste nicht. Aber sie schienen weniger die Schußwaffen, die auf sie gerichtet waren, zu fürchten, als vor dem weißen Adler zu zittern.

Das ging auch aus den Worten des Anführers hervor, als er sagte:

„Laß uns gehen, Gringo, damit wir in unseren Häusern vor dem weißen Adler Schutz suchen können.“

„Haut ab!“

Dorian sah ihnen nach, wie sie, als sei der Leibhaftige hinter ihnen her, den Maultierpfad zu ihrer Siedlung hinunterrannten.

„Holen Sie sich auch ein Gewehr, Esperno“, trug Dorian dem Piloten auf. „Vielleicht haben wir Glück, und der weiße Adler läßt sich tatsächlich blicken.“

„Da ist er!“ rief Cortez und deutete zu den verfallenden Gebäuden der Grubenstadt.

Dorian erblickte den weißen Schatten, der majestatisch zwischen den Gebäuden dahinglitt, und rannte ohne zu zögern los.

Er achtete dabei nicht auf den Weg, sondern hatte nur Augen für den Adler. Als dieser Mörder der Lüfte plötzlich in eine Gasse zwischen den Gebäuden hinabstieß, ertönte gleich darauf ein langgezogener Schrei.

Dorian kniete hinter einem Felsen nieder und zielte. Wenn der Adler wieder auftauchte, würde er ihn erwischen.

Es dauerte auch nicht lange, bis der Raubvogel über dem Dach erschien. Sein Flug wirkte jetzt behäbiger, und Dorian erkannte auch, warum das so war: Er hielt eine blutige Last in den Fängen.

Sein Zeigefinger krümmte sich um den Abzug. Es war ganz einfach, viel zu einfach für seinen Geschmack. Er hätte nicht

gedacht, daß es so leicht sein würde, den weißen Adler zu erlegen.

Er konnte ihn auf diese Distanz gar nicht verfehlen; er bot ein zu sicheres Ziel.

Dorian drückte ab.

Da traf etwas den Lauf seiner Winchester, stieß ihn zur Seite. Der Schuß ging los, traf einen Felsen, und das Projektil surrte als Querschläger davon.

Dorian sah den Schatten eines Mannes über sich, dessen Hände den Lauf festhielten. Er stemmte sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen und drückte Dorian zu Boden.

Über ihm war ein zerfurchtes, wettergegerbtes Gesicht. Es war von den Anstrengungen, die es kostete, mit Dorian um die Schußwaffe zu ringen, gezeichnet.

Plötzlich entspannte sich der Mann jedoch.

Cortez war neben ihm aufgetaucht und drückte ihm den Lauf eines Colts an die Schläfe.

Der Mann ließ Doriens Winchester los.

Er war nicht davon beeindruckt, daß Cortez ihm die Waffe an die Schläfe setzte. Er beachtete ihn nicht einmal, sondern blickte auf Dorian hinunter.

„Es soll gut sein, Señor“, sagte er keuchend. „Ich habe erreicht, was ich wollte. Damit bin ich zufrieden. Nur noch eines. Lassen Sie sich nicht noch einmal einfallen, auf den weißen Adler zu schießen. Denn das würde ich Ihnen nie verzeihen.“

Der Mann wollte sich abwenden, als sei der auf ihn gerichtete Colt überhaupt keine Bedrohung. Doriens Hand schnellte vor und packte ihn an der Schulter.

„Sind Sie etwa Enrique Castillo, daß Sie sich als Schutzpatron des weißen Adlers aufspielen?“ fragte er.

In dem wettergegerbten und verhärmten wirkenden Gesicht des

anderen zuckte es.

„Ich heiße Jimenez Ortuga“, sagte er nur und ging in Richtung Real de Contrabandista davon.

„Auf ein Wort, Señor Ortuga“, rief Dorian ihm nach. „Wenn wir uns nicht wieder in die Quere kommen sollen, dann kann in Sachen weißer Adler noch nicht das letzte Wort gesprochen sein.“

Der Mann interessierte den Dämonenkiller.

Jimenez Ortuga drehte sich noch einmal kurz um. Er zeigte Dorian ein Gesicht, das kein Lächeln zu kennen schien.

„Manana“, sagte er nur und ging endgültig.

Manana, im Wörterbuch mit „morgen“ übersetzt, für die Mexikaner ein sehr dehnbarer Begriff, bedeutete „irgendwann in der Zukunft“, und es war damit im günstigsten Fall der nächste Tag gemeint. Aber damit wollte sich Dorian nicht zufriedengeben. Er konnte seine Probleme nicht, der mexikanischen Mentalität angepaßt, auf die lange Bank schieben.

Deshalb folgte er Jimenez Ortuga zur Grubenstadt hinunter, während er Cortez zum Flugzeug zurückschickte, damit er alle ihre beweglichen Güter entweder im Flugzeug einschloß oder in einen Rucksack packte und mitnahm.

In nüchternem Zustand war Rodrigo gar kein so übler Bursche. Aber nun hatte er ordentlich geladen, und da brach alles aus ihm hervor, was sich an den nüchternen Tagen in ihm angestaut hatte.

Es war kurz vor Mitternacht, als er nach Hause zu seiner Irasema torkelte. Im stillen schimpfte er über den Gringo, diesen Dorian Hunter, weil er sich nicht ausreichend mit Tequila und Rum eingedeckt hatte, als er hierher nach Contrabandista flog.

Nicht daß der Gringo knausrig gewesen wäre. Er hatte einige Flaschen auf den Tisch gezaubert und alle feilgehalten, die nichts gegen einen guten Schluck hatten.

Und dabei waren sie ins Reden gekommen.

Rodrigo merkte sehr wohl die warnenden Blicke der anderen - aber warum sollte er zu dem Gringo nicht über das sprechen, was sie in diesem verdammt Nest durchzumachen hatten?

Sie lebten in ständiger Angst vor dem weißen Adler, und jeder hatte schon mit dem Gedanken gespielt, von hier fortzuziehen. Aber wohin sollten sie? Alle waren schon mit dem Gesetz in Konflikt gekommen und durften sich in keiner der Städte blicken lassen. Er, Rodrigo, hatte einmal... Aber so indiskret war er wieder nicht, über seine Verfehlung zu plaudern.

Doch welchen Grund gab es, über ihre Situation in Real de Contrabandista zu schweigen?

Der weiße Adler hatte schon viele von ihnen geholt, so wie heute. Es war eine schon fast natürliche Art zu sterben, wenn einen der weiße Adler holte. Blicke dich um, Gringo, wer trauert schon um den Alten, der dem Weißen zum Opfer gefallen ist? Jeder ist froh, daß es nicht ihn selbst erwischt hat.

Nur wenn sich der Adler mal eines der Kinder holte, kannte das Wehklagen kein Ende. Deshalb durften die Kinder auch nie ohne Begleitung hinaus. Die Kinder waren so etwas wie Heilige in Contrabandista, si Senor.

Verdammtd, schmeckte der Bacardi gut! Ganz anders als der ordinäre Pulque, der schon beim Abzapfen von der Maguey zu gären begann. Was nicht lange reifen konnte, wurde auch nie was Richtiges. Ganz anders der weiße Rum des Gringos Hunter!

Rodrigo bekam auf dem Heimweg einen Schluckauf, und das störte ihn beim Denken.

Hatte er wirklich zuviel ausgeplaudert? Nun, zugegeben, der Gringo hatte ihm tatsächlich Löcher in den Bauch gefragt. Vor allem wollte er ihn über Jimenez aushorchen.

Aber was wußte Rodrigo schon über Jimenez? Praktisch nichts. Nur das, worüber alle redeten, und das war ja kein Geheimnis.

Daß Jimenez vor drei Jahren Frau und Kind durch den weißen Adler verloren hatte und sich danach schwor, nur noch für seine Rache zu leben. Jimenez heckte irgend etwas aus. Aber darüber konnte Rodrigo diesem Hunter nichts sagen. Er wußte nicht, was Jimenez trieb. Er lebte außerhalb der Grubenstadt irgendwo in einer Höhle.

Wo diese Höhle lag? Das wußte niemand außer Jimenez und Pedro.

Pedro, das war der dreizehnjährige Bengel, der vor einem Jahr zusehen mußte, wie der weiße Adler zuerst seine Mutter und dann seinen Vater, der Jagd auf ihn machte, verschleppt hatte.

Seitdem waren Jimenez und der Bengel ein Herz und eine Seele, hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Rodrigo kreidete Jimenez nur an, daß er Pedro oft ohne Aufsicht ließ. Ob Jimenez den Jungen als Köder für den weißen Adler mißbrauchte, wollte der Gringo wissen. Auf diese Idee war Rodrigo noch nicht gekommen.

Aber sicher war nur, daß Jimenez es nicht zulassen würde, daß jemand anderer als er den weißen Adler zur Strecke brachte. Aha, sagte dieser Gringo Hunter, deshalb hat er mich nicht zum Schuß kommen lassen.

In Rodrigos Kopf drehte sich alles. Er brauchte was Scharfes, damit er wieder klarer denken konnte. Dieser verdammt Gringo hatte sich geweigert, als Rodrigo nichts mehr zu berichten wußte, noch eine Flasche zu köpfen. Rodrigo hatte gute Lust, sein Flugzeug anzuzünden und ihm

den Schädel einzuschlagen. Aber davon wollten die anderen nichts wissen.

Rodrigo blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Er wohnte zusammen mit Irasema in dem Gebäude, das vor der Revolution das Gefängnis gewesen war. Aber jetzt gab es darin keine Eisenstäbe, keine Fensterrahmen und Türen mehr. Das Eisen war verhökert und das Holz als Wärmespender verbrannt worden.

Die Nächte in der Sierra Madre waren kalt. Bitter kalt. Aber diese Nacht würde ihn Irasema nicht wärmen können. Eine Flasche Pulque würde es tun.

Er torkelte ins Gebäude und zu der Lagerstatt, auf der sich Irasema schlaftrunken rekelte.

„Raus, du Schlampe!“ herrschte er sie an. „Wo hast du den Agavenschnaps versteckt?“

„Es ist nichts mehr im Haus“, beteuerte Irasema.

„Dann beschaffe welchen.“

„Aber woher?“

Er grinste.

„Du weißt, wo die Agaven stehen. Also mach, daß du hinkommst und sie anzapfst. Ich habe Durst.“

„Das ist nicht dein Ernst!“

„Und wenn ich durstig bin!“

„Du willst mich doch nicht allein in der Nacht...“

„Du hast doch nicht etwa Angst?“

„Wer kann mir das verdenken! Der weiße Adler hat erst...“

„Blödsinn. Der weiße Adler hat noch nie in der Nacht jemand geholt. Du wärst ihm außerdem zu fett.“

„Aber...“

„Gehst du jetzt endlich! Oder soll ich dich zu den Agaven prügeln!“

Irasema ging. Sie dachte zwar nicht daran, eine Stunde beschwerlichen Marsches auf sich zu nehmen, nur weil sich Rodrigo einbildete, Agavensaft zu trinken. Sie würde bei ihrer Freundin übernachten und zu Rodrigo zurückkehren, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hatte.

Sie zog ihren Rebozo fester um die Schultern und eilte über die Straße zum Haus ihrer Freundin, die drei Straßen weiter wohnte.

Der Mond schien hell. Die Siedlung lag still und friedlich da. Irasema schalt sich eine Närrin, daß sie so ängstlich war. Tatsächlich hatte der weiße Adler seine Opfer noch nie des Nachts geholt.

Sie blickte hoch, als sie über sich ein Geräusch hörte.

Da schob sich ein mächtiger Schatten mit ausgebreiteten Schwingen vor den Mond. Der weiße Adler. Er zog die Flügel an den Körper und stürzte sich in die Tiefe.

Irasema schrie.

Rodrigo bereute es fast, daß er Irasema fortgeschickt hatte. Aber so stark waren seine Gewissensbisse nicht, daß sie ihm die Nachtruhe rauben würden. Er wollte sich gerade auf dem Lager ausstrecken, als er den Schrei hörte.

Es war der Schrei eines Menschen in höchster Not. Der Schrei einer Frau. Irasema.

Er war sofort nüchtern, sprang aus dem Bett und griff im Laufen nach einem schweren Prügel, der immer neben dem Bett stand, falls es galt, einen Skorpion oder eine Schlange zu erschlagen.

Rodrigo sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt, als er ins Freie kam. Irasema rang mit dem weißen Adler. Ihre im Mondlicht blaß wirkende Haut wies überall dunkle Flecken auf. Der Rebozo hing ihr in Fetzen vom Körper.

Rodrigo schrie auf und stürzte sich auf den Adler. Er traf ihn

einmal, und es bereitete ihm tiefe Befriedigung, diesem mörderischen Raubvogel etwas von dem Schmerz heimzuzahlen, den er seiner Irasema bereitet hatte.

Er holte zu einem zweiten Schlag aus, aber da trafen ihn die messerscharfen Krallen an der Kehle. Ihm wurde warm. Und dann plötzlich fröstelte ihn so sehr, daß sein Körper unaufhörlich zuckte. Er spürte, wie die Wärme aus seinem Körper wich ...

Dorian wachte zweimal in der Nacht auf. Einmal, als Cortez mit dem Besenstiel eine Tarantel erschlug. Das zweite Mal, als sich der weiße Adler zwei neue Opfer holte.

Dorian lag noch eine Weile wach. Eigentlich waren die Bewohner dieser aufgelassenen Grubenstadt nicht solche Galgenvögel, wie er zuerst hatte annehmen müssen. Sie waren zwar Gesetzlose, aber hier in der Wildnis waren sie irgendwie in ein normales Leben integriert worden.

Dorian war sich natürlich klar, daß es ihm nur deshalb einige Sympathien eingebracht hatte, weil er die Schnapsflaschen kreisen ließ und auch mit Tabak und Konservendosen nicht geizte.

Aber die Gunst des „Alcalde“ - ja, auch so etwas wie einen Bürgermeister gab es in Contrabandista - hatte er sich nicht auf diese Weise zu erkaufen brauchen. Emiliano Lopez, das war jener Revolutionsveteran, der sie nach der Landung auf dem Hochplateau empfangen hatte, wies ihnen sogar im Cabildo, dem Gemeindehaus, ein Zimmer für die Nacht zu. Und er sagte, daß er es tat, weil Jimenez Ortuga ihn darum gebeten hatte.

Schon wieder dieser Jimenez! Aber diesmal verstand Dorian seine Handlungsweise sofort, durchschaute seine Absicht. Wenn Dorian im Hause des Alcalde schlief, stand er unter Beobachtung und konnte nichts auf eigene Faust unternehmen.

Am nächsten Morgen versuchte Dorian von Emiliano Lopez zu erfahren, wo Jimenez' Versteck lag. Doch der Alcalde behauptete, es nicht zu wissen. Er gab aber Dorian den Rat, so schnell wie möglich aus Contrabandista zu verschwinden, weil er sonst für nichts garantieren könne.

Dorian legte sich nicht fest. Als er mit Cortez das Cabildo verließ, spürte er sofort die Feindseligkeit der Bewohner. Einige jüngere Männer hatten sich auf dem Platz zusammengerottet, hielten Steine in den Händen und beschimpften sie. Sie machten sie dafür verantwortlich, daß der weiße Adler sie mit neu entfachter Wut terrorisierte.

Die aufgebrachte Meute zerstreute sich erst, nachdem Lopez ihnen die Todesstrafe angedroht hatte, falls Dorian oder Cortez etwas passierte.

Danach wurden sie nicht weiter belästigt. Dorian schickte Cortez zum Flugzeug, damit er den Schaden am Propeller behob. Er selbst schlenderte scheinbar ziellos durch die Straßen der alten Grubenstadt.

Eine Indiofrau mit ihrem Kleinkind auf dem Rücken kam an ihm vorbei, und er rief entzückt: „Que nino bonito!“ Alle Mütter Mexikos schmelzen förmlich dahin, wenn man ihre Kinder reizend findet. Doch diesmal wirkte die Zauberformel nicht. Die Frau floh erschrocken vor ihm.

Dorian ging weiter. Wenig später kam er zu einem dunklen Hausflur. Plötzlich wurde eine knochige Hand herausgestreckt und eine dünne Stimme bettelte: „Un peso, soy pobre!“

Dorian erblickte einen etwa zehnjährigen Jungen, der seinen Blick neugierig erwiderte. Er griff in die Tasche und holte etwas Kleingeld hervor. Auf Spanisch sagte er:

„Wenn du mich zu Pedro führst, der mit Jimenez befreundet ist, dann gehört das ganze Geld dir.“

Dem Jungen gingen die Augen über. Mit dem Geld konnte man sich in Contrabandista zwar nichts kaufen, aber

gelegentlich machten einige Männer Expeditionen in einen der kleineren Orte.

„Muchas gracias“, sagte der Junge und reckte seine Handfordernd aus.

Dorian schüttelte den Kopf.

„Zuerst führ' mich zu Pedro.“

Der Junge konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er nagte nervös an seinen Lippen, aber dann wischte die Aussicht, bald reich zu sein alle seine Bedenken hinweg.

Er gab Dorian mit einer Geste zu verstehen, ihm zu folgen und ging voran. Dorian merkte, daß der Junge immer nahe einer Hauswand blieb, den Himmel ständig beobachtete und freie Plätze laufend überquerte. Diese Kinder wurden mit der Angst vor dem weißen Adler groß. Dorian wollte nichts anderes, als sie von dieser Geißel erlösen, aber anstatt ihm zu danken, verfluchten sie ihn. Irgendwie war das verständlich.

„Das ist Pedro!“ rief der Junge und deutete nach vorn.

Sie hatten die letzten Häuser der Stadt erreicht. Links stand eine Ruine. In einer der Mauern waren noch die Einschüsse der Maschinengewehrsalven aus der Revolution zu sehen. Ganz oben saß ein Junge, der dem Alter nach Pedro sein konnte. Er trug zerschlissene Blue Jeans, die ihm viel zu groß waren, und ein geflicktes Baumwollhemd. In seinem schwarzen Haar steckte eine weiße Adlerfeder.

Dorian schüttete das versprochene Kleingeld in die kleinen Hände seines Führers. Er kam aber nicht mehr dazu, sich zu bedanken, denn der Junge rief Pedro plötzlich eine Warnung zu und gab gleichzeitig Fersengeld.

Pedro sprang von der Mauer herunter und verschwand.

Mit einem unterdrückten Fluch nahm Dorian die Verfolgung auf. Als er an der Ruine vorbeikam und vor sich den Jungen zwischen den Felsbrocken auftauchen sah, verflog auch sein

Ärger. Er mußte nur aufpassen, Pedro nicht aus den Augen zu verlieren, dann würde dieser ihn vielleicht sogar zu Jimenez führen.

Und etwas anderes bezweckte Dorian gar nicht.

Jimenez war plötzlich hellwach. Er schlüpfte in Hose und Hemd und verließ das unter den Felsvorsprung gemauerte Haus. Er hatte es mit Felsbrocken gut getarnt, so daß ein Außenstehender es erst sehen konnte, wenn er sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, was bis jetzt noch nicht vorgekommen war.

Er ging zu der kleinen Quelle hinüber - die einzige, die er im Umkreis von hundert Kilometern kannte -wusch sich und trank ausgiebig. Wasser war sein Abführmittel.

Danach, noch vor dem Frühstück, ging er zur Höhle, in der ein Adler lebte.

Er saß reglos auf der Stange, die mörderischen Fänge um das Rundholz gekrümmmt. Er sah Jimenez aus seinen seelenlosen Augen an.

Jimenez packte ihn mit zwei Fingern an dem mächtigen gekrümmten Schnabel; so begrüßte er ihn jeden Morgen. Der Adler breitete seine Zweieinhalb-Meter-Schwingen aus, ruckte mit dem Kopf, ohne sich aber ernstlich aus Jimenez' Griff befreien zu wollen.

Noch vor drei Monaten hätte es sich Jimenez noch nicht erlauben können, ihm den Schnabel zuzuhalten. Denn zu diesem Zeitpunkt wäre er von ihm vermutlich in Stücke gerissen worden.

Der Adler war ein gnadenloser Mörder. Aber Jimenez hatte es geschafft, seine Instinkte in die von ihm gewünschten Bahnen zu lenken.

Ein Zufall war ihm dabei behilflich gewesen. Er hatte auf

seinen Streifzügen durch die Canyons einige Federn des weißen Adlers gefunden, die dieser bei einem Kampf mit einem Menschen verlor. Jimenez hatte sie an sich genommen und behütet wie einen kostbaren Schatz.

Jedesmal wenn er den Adler fütterte, steckte er eine der weißen Federn in den Brocken Fleisch. Danach war er einen Schritt weitergegangen. Er band um den Hals eines Kaninchens eine weiße Feder, ließ es frei und hetzte den Adler darauf. Es war müßig zu erwähnen, daß sich der Adler das Kaninchen geholt hatte. Wichtig dabei war nur, daß er beim Schlagen seines Opfers wieder mit einer weißen Feder konfrontiert wurde.

Er sollte sich merken, daß weiße Federn gleichbedeutend mit Töten und Fressen waren.

Jimenez ließ von Pedro auch einen Drachen in die Luft steigen, der mit zwei Federn des weißen Adlers behangen war. Jimenez' Adler riß den Drachen in der Luft in Stücke. Als er zu seiner Hand zurückflog, wurde er mit Coyotenfleisch belohnt.

Da sah Jimenez den Zeitpunkt für gekommen, das nächste Experiment zu starten. Normalerweise greift ein Adler einen Artgenossen in der Luft nicht an. Jimenez wollte das ändern.

Er besaß damals noch einen zweiten Adler. Diesem steckte er alle Federn des weißen Adlers, die er noch besaß, in den Rücken und ließ ihn frei. Dann schickte er seinen Racheadler nach.

Beim ersten Mal mißglückte das Experiment. Der Racheadler zeigte keinerlei Lust, über seinen Artgenossen herzufallen, obwohl er weiße Federn im Rücken hatte. Deshalb bestrafte Jimenez ihn, indem er ihn eine Zeitlang nicht fütterte. Der Adler geriet darüber so außer sich, daß er beinahe ihn, Jimenez, anfiel. Nur der gepanzerte Handschuh bewahrte ihn vor einem Armbruch oder Schlimmerem.

Jimenez begann aufs neue und richtete den Raubvogel mit

toten Ködern ab, die mit weißen Federn gekennzeichnet waren. Der Racheadler reagierte.

Wenige Tage später wiederholte Jimenez das Experiment mit dem mit weißen Federn gekennzeichneten anderen Adler. Diesmal war das Experiment ein voller Erfolg. Der Racheadler hatte gelernt, daß er hungrig mußte, wenn er seinen Artgenossen nicht schlug. Er gewann den Luftkampf und bekam zur Belohnung den Kadaver des besieгten Adlers.

Jimenez hatte ihn fast schon dort, wo er ihn haben wollte.

Nun konnte er ihn bald auf den weißen Adler loslassen.

Aber er wollte kein Risiko eingehen und richtete den Racheadler weiterhin auf weiße Federn ab. Er sollte diese weißen Adlerfedern hassen lernen. Er, Jimenez, selbst, Jimenez lebte nur noch dafür, dem weißen Adler, der seine Frau und sein Kind, noch bevor er es gesehen hatte, umbrachte, den Garaus zu machen.

Und der Racheadler mußte dasselbe wollen.

Jimenez fand in Pedro einen wichtigen Verbündeten. Den Jungen hielt der gleiche Haß gegen den weißen Adler aufrecht. Und gemeinsam schafften sie es, den Racheadler dahin zu bringen, wo sie ihn haben wollten.

Jimenez streifte den gepanzerten Handschuh über. Der Adler wechselte unruhig von einem Bein auf das andere, als Jimenez ihn verkappte und von der Fangschlinge löste.

Der Racheadler lastete schwer auf seinem Unterarm, als er mit ihm ins Freie ging. Er stieg eine Felserhebung hinauf und ließ sich dort nieder.

Pedro mußte bald kommen.

Jimenez hatte manchmal Gewissensbisse wegen des Jungen. Es war sicherlich nicht recht, ihn als Köder für den weißen Adler zu benützen. Doch Jimenez sah keine andere Möglichkeit, den weißen Adler heranzulocken. Und Pedro war

klug - Jimenez hatte ihm geduldig eingehämmert, was er zu tun hatte, wenn der weiße Mörder der Lüfte auftauchte. Er mußte sich nur flach in eine Bodenvertiefung werfen oder in eine Felsspalte, je nach Bodenbeschaffenheit, damit der Adler ihn nicht im Flug greifen konnte.

Sie hatten alles hundertmal geprobt.

Es konnte praktisch nichts schiefgehen. Aber einen Unsicherheitsfaktor gab es immer. Man konnte nicht alle Eventualitäten voraussehen. Deshalb hatte Jimenez Gewissensbisse.

Der Racheader wurde auf Jimenez' Handschuh unruhig. So lange hatte er bisher noch nie auf seinen Einsatz warten müssen.

Wo blieb denn nur Pedro?

Jimenez erhob sich. Und da sah er ihn. Das heißt, er sah zuerst die weiße Feder in seinem Haar. Diese verhaßte weiße Feder!

„Jetzt zeige, was du kannst, Racheader“, murmelte Jimenez.

Er hob die Hand, um ihm die Kappe abzunehmen. Zögerte. Eine unbestimmte Vorahnung riet ihm, dieses eine Mal den Racheader nicht auf die weiße Feder zu hetzen. Er hatte das Gefühl, daß etwas schiefgehen konnte.

Dann schob er seine Bedenken beiseite.

Er entkappte den Raubvogel und warf ihn mit einer Handbewegung in die Luft. Der Racheader erhob sich mit einigen Flügelschlägen, kreiste über seinem Kopf und schraubte sich in einer Spirale in die Höhe.

Jimenez sah ihm nicht nach, sondern holte das Fernrohr aus seinem Gürtel und blickte zu Pedro hinüber. Durch das Fernrohr erkannte er, daß der Junge einen gehetzten Gesichtsausdruck hatte.

Irgend etwas stimmte nicht mit ihm. Er lief, als sei er vor

etwas auf der Flucht. Die weiße Adlerfeder steckte in seinem Haar.

„Nimm sie in die Hand, Junge, damit du sie wegwerfen kannst, wenn der Adler sich auf dich stürzt!“ sagte Jimenez eindringlich, als könnte er durch seine Worte Pedro dazu veranlassen, das Richtige zu tun.

Aber der Junge tat nichts und hielt sich nicht an die Anweisungen, die Jimenez ihm eingetrichtert hatte.

Bleibe immer im unebenen Gelände! Laß den Himmel nicht aus den Augen! Trage die Adlerfeder nur in der Hand! Laß sie niemals im Haar stecken, wenn du zu mir kommst - sonst ist der Kopf ab!

Pedro floh. Ja, er war auf der Flucht. Vor wem? Jimenez konnte in weitem Umkreis keinen Vogel sehen, nur den Racheadler, der hoch oben mitten in der Bewegung anzuhalten schien.

Hatte er die verhaßte weiße Adlerfeder entdeckt?

Jimenez blickte durch das Fernrohr wieder *zu* Pedro hinüber. Jetzt entdeckte er seinen Verfolger. Es war der Gringo, der mit dem Flugzeug oberhalb von Contrabandista gelandet war. Dorian Hunter!

Jimenez ballte die freie Hand zur Faust.

Dieser verdammte Gringo hatte Pedro so durcheinandergebracht, daß er alle Vorsichtsmaßnahmen vergaß, und würde den Gringo auch noch zu ihrem Versteck führen.

Da fiel der Adler herab. Er sauste wie ein Stein vom Himmel. „Pedro! Die Feder ab!“ Auf alle Geheimhaltung vergessend, sprang Jimenez auf dem Felsen hin und her und winkte mit den Armen.

Dann legte er sie wieder wie ein Trichter an den Mund: „Die Feder! Wirf sie fort.“ Der Gringo war Pedro schon nahe auf

den Leib gedrückt. Jetzt blieb dieser Hunter stehen, blickte in den Himmel und sah den Racheader. Er hob die Winchester. „Nein!“

Jimenez traten Tränen der Wut in die Augen. Der Gringo durfte seinen Adler nicht abschießen. Er war sein ganzer Lebensinhalt. Er konnte nicht noch einmal von vorne beginnen.

Hunter folgte mit dem Gewehrlauf dem Raubvogel, der immer noch im Sturzflug herabkam.

Pedro merkte nichts davon. Und darüber war Jimenez irgendwie froh. Wie die Sache auch ausging, der Junge sollte nichts merken. Er sollte nicht darauf vorbereitet sein, wenn die mörderischen Fänge des Racheadlers das Leben aus seinem Leib schlugen - und er sollte nicht mit ansehen müssen, wie der verdammte Gringo den Adler abschoß.

Jimenez hielt den Atem an. Jetzt bremste der Adler seinen Sturzflug, ging in die Schräge, schoß auf die Gestalt mit der weißen Feder im Haar zu.

Jetzt!

Ein Schuß krachte. Jimenez sah fassungslos, wie der Adler plötzlich abgebremst wurde, als sei er gegen eine unsichtbare Barriere gestoßen. Es schleuderte ihn förmlich zur Seite, die Schwingen weit ausgebreitet.

Pedro stolperte, die weiße Feder wurde ihm aus dem Haar gerissen, wirbelte davon, und der Racheader änderte seine Richtung, stürzte sich auf die Feder und fing sie mit den Krallen ein.

Endlich wagte Jimenez zu atmen. Er meinte zu träumen.

Der Gringo hatte nicht auf den Adler gezielt, sondern auf die weiße Feder - und sie Pedro vom Kopf geschossen.

„Heilige Mutter!“ entfuhr es Jimenez erleichtert.

Er schloß die Augen. Er zitterte am ganzen Körper.

„Heilige Mutter!“

„Ein schönes Tier“, sagte Dorian anerkennend, während er den Adler betrachtete, der auf einen Ruf hin auf Jimenez' Arm zurückgekehrt war. Die weiße Feder ließ er aber erst los, als er verkappt war und Jimenez ihm einen Fleischbrocken gab.

Er hatte sich seinen Fraß verdient. Und mehr als das!

Er brachte das unbezahlbare Tier in die Höhle zurück.

Dorian erwartete ihn im Freien, zündete sich eine Players an und bot Jimenez die Packung an. Der Mestize nahm zwei Zigaretten und schob Pedro eine zwischen die bebenden Lippen. Der Junge schien erst jetzt zu erfassen, in welcher Gefahr er geschwebt hatte.

„Das also ist Ihr Geheimnis, Senor Ortuga“, stellte Dorian fest. „Sie wollen den weißen Adler mit einem anderen Adler bekämpfen. Etwas Ähnliches habe ich mir fast gedacht. Aber ob das funktioniert?“

„Der Racheader wird den weißen Mörder besiegen“, sagte Jimenez überzeugt.

„Ja, Sie haben ihn hervorragend auf den Zweikampf vorbereitet“, gab Dorian zu. „Aber hinter dem weißen Adler steht ein Mann mit mehr Erfahrung, mit noch mehr Haß, als Sie ihn jemals hervorbringen können. Und das wird vielleicht den Ausschlag geben.“

„Das ist nicht Ihre Sache, Senor!“ „O doch“, widersprach Dorian. Eine Weile „herrschte Stille, dann sagte Jimenez:

„Das war ein guter Schuß, Senor Hunter“, sagte er dann. „Ich habe Ihnen zu danken.“

„Wie wollen Sie mir denn danken?“ „Ich weiß es nicht.“ „Aber ich. Auch ich möchte den weißen Adler zur Strecke bringen. Wir haben die gleichen Interessen. Wenn Sie sich dankbar erweisen wollen, dann arbeiten Sie mit mir zusammen.“

„Der weiße Adler gehört mir!“ rief Jimenez heftig. „Und wenn Sie mir in die Quere kämen, würde ich Sie trotz allem töten, Senor Hunter.“

„Dazu kommt es bestimmt nicht“, beruhigte ihn Dorian. „Die Rache überlasse ich gerne Ihnen. Sie können den weißen Adler töten. Ich möchte nur den Kopf des Mannes, der dahintersteckt. Er hält eine Frau gefangen, die für mich alles bedeutet. Mir geht es nur um sie.“

Jimenez sah ihn mit einem mitleidigen Blick an, der bedeuten mochte, daß wenig Hoffnung bestand, daß diese Gefangene noch lebte und es viel wahrscheinlicher war, daß Castillo sie den Raubvögeln vorgeworfen hatte.

Aber daran glaubte Dorian nicht. Er kannte die Hintergründe gut genug, um Hoffnung zu hegen, daß Coco noch am Leben war. „Wie haben Sie sich den Kampf vorgestellt, Senor Hunter?“ wollte Jimenez wissen. „Erstens einmal bestehe ich darauf“, antwortete Dorian, „den Jungen nicht als Köder einzusetzen. Wir haben einen viel besseren Köder. Das Flugzeug.“

„Damit kommen Sie dem weißen Adler nicht bei“, behauptete Jimenez.

„Ich sagte auch, daß das Flugzeug nur der Köder für den weißen Adler sein soll“, erklärte Dorian. „Das Flugzeug wird ihn aus seinem Versteck locken. Es stellt eine Herausforderung an ihn dar. Und wenn er sich auf den Köder stürzt, lassen Sie Ihren Racheadler los.“

„Das hört sich nicht schlecht an“, meinte Jimenez nachdenklich.

„Und was wird aus mir?“ wollte Pedro wissen.

Jimenez legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Senor Hunter hat recht. Es war ein unverantwortlicher Leichtsinn von mir, dich dieser Gefahr auszusetzen. Du wirst

bei mir bleiben und gemeinsam mit mir den Kampf der beiden gefiederten Giganten beobachten. Wir wollen Beobachter sein und in Gedanken mit dem Racheadler kämpfen. Und wir werden bei seinem Sieg mit ihm triumphieren. Das wird der schönste Tag unseres Lebens werden, Pedro.“

Dorian blickte weg, als er sah, wie dem verbitterten, abgehärteten Mann die Augen bei seinen eigenen Worten vor Rührung feucht wurden.

„Bis wann werden Sie Ihren Adler soweit haben, daß er den Kampf aufnehmen kann?“ erkundigte sich Dorian.

„Er ist bereit.“

„Dann könnten wir morgen zum entscheidenden Schlag ausholen.“

„Warum nicht heute?“

Dorian machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Selbst wenn wir heute noch das Flugzeug startbereit kriegen, müssen wir zuerst einmal einen Erkundungsflug machen. Wenn es dabei keine Komplikationen gibt, können wir morgen zuschlagen. Einverstanden?“

„Einverstanden.“

Sie besiegelten die Abmachung durch Handschlag. Aber Jimenez gab Doriens Hand nicht sofort frei.

„Der weiße Adler gehört mir!“ betonte er.

„Das verspreche ich Ihnen“, entgegnete Hunter.

Coco mußte Castillos Einladung nachkommen, wenn sie ihn nicht verärgern wollte. Sie mußte wieder ihre Hütte verlassen, den schmalen Pfad unter dem Adlerhorst entlangbalancieren und sich den mörderischen Blicken der unzähligen Raubvögel aussetzen.

Sie hatte jedesmal das Gefühl, daß diese Blicke sie

durchbohrten, in ihren Leib hineinblickten und das Kind darin betrachteten.

Aber als sie diesmal ihre, Hütte verließ, hatte sie einen Poncho übergestreift, der ihren Körper vor den Blicken der gefiederten Mörder schützen sollte.

Als sie vor Castillos Hütte ankam, stürzte dieser plötzlich mit einem Wutgeheul heraus.

„Runter mit dem Fetzen!“ schrie er. Zerrte an ihrem Poncho, und der Falke auf seiner Schulter riß daran, bis der Stoff in Fetzen ging.

Als Coco ohne Poncho dastand, beruhigte sich Castino sofort. Er war wieder der höfliche und zuvorkommende Gastgeber.

„Tut mir leid, Coco, daß ich mich so gehenließ“, entschuldigte er sich. „Aber ich kann nicht zulassen, daß ein so herrlicher, makelloser Körper den Blicken meiner Tierchen verborgen bleiben soll. Ich muß nachdrücklich darauf bestehen, daß Sie sich ihnen in Ihrer ganzen Schönheit zeigen. Allerdings muß ich mich berichtigen. Einen kleinen Makel haben Sie schon ...“ Und sein Schulterfalte starnte auf die Wölbung ihres Leibes, daß es ihr kalt über den Rücken lief. „Aber das ist nichts, was sich nicht leicht beseitigen ließe. Doch nun kommen Sie in mein Haus, Ich habe Ihnen viel zu erzählen.“

Er hatte wieder eine verlockend anzusehende und duftende Mahlzeit zubereitet. Aber als sich Cocos Gedanken damit zu befassen begannen, woraus die Speisen bestehen könnten, brachte sie keinen Bissen hinunter.

Castillo tat ein übriges mit seinen im Plauderton wiedergegebenen Erzählungen, ihr den Appetit zu verderben.

Er schilderte ihr in allen Einzelheiten, wie er im Körper des weißen Adlers die Grubenstadt Real de Contrabandista heimgesucht und fürchterliche Rache genommen hatte.

Sie sah vor sich, wie der weiße Adler sich in einer Gasse einen wehrlosen alten Mann griff. Wie er des Nachts auf dem Turm der entweihten Kirche lauerte und auf seine Chance wartete, die auch nicht lange auf sich warten ließ. Gegen Mitternacht bekam er einen Mann und eine Frau in die Fänge.

Castillo erzählte auch von dem Flugzeug, das verlassen dagestanden hatte. Es wäre nicht schwer für den weißen Adler gewesen, es am Boden zu zerstören, flugunfähig zu machen. Doch er wollte damit warten, bis es sich in die Luft erhob.

Das Flugzeug! Castillo hatte es schon einmal erwähnt.

Coco wurde hellhörig. Was hatte ein Flugzeug in dieser im wahrsten Sinne des Wortes gottverlassenen Gegend zu suchen?

Gab es eine berechtigte Hoffnung, daß Dorian...? Aber nein, das war zu unwahrscheinlich. Wie hätte er den Weg in die Sierra Madre finden sollen? Wie hätte er erfahren können, daß sie hier gefangen war? Und doch klammerte sie sich an die Hoffnung, daß dieses Flugzeug ihr eine Chance zur Flucht bieten könnte.

Sie bildete sich sogar schon ein, die Motorengeräusche des Flugzeuges zu hören.

Castillo versteifte sich auf seinem Sessel. Er gab einen kaum hörbaren Laut von sich. Der Falke erhob sich von seiner Schulter und flog ins Freie. Castillo, dessen Auge er war, hatte ihn zu einem Erkundungsflug ausgeschickt.

Coco war nun sicher, daß sie sich den Motorenlärm nicht nur einbildete.

„Was ist das für ein Geräusch?“ erkundigte sie sich.

Jetzt war es nicht mehr zu hören, denn das Gekreische der vielen tausend Vögel im Canyon hob an und schluckte alle anderen Geräusche. Die Vögel waren unruhig. Irgend etwas mußte vorgefallen sein, daß sie auf einmal so aus dem Häuschen waren.

„Sie kommen, diese Narren“, flüsterte Castillo. „Sie wollen Vergeltung, ha, ha, ha!“

Coco erhob sich, ging zur Tür.

Die Sonne tauchte gerade dem Horizont entgegen - ein glutroter flammender Ball. Aus dem Canyon stiegen Scharen von Vögeln hoch. Und hoch über der Schlucht zog ein rötlicher Punkt langsam seine geradlinige Bahn.

Hinter ihr heulte Castillo wieder auf. Es war selten genug, daß er einen Wutanfall bekam oder irgendwelche Regungen zeigte. Sie hatte ihn überhaupt nur zweimal aus der Rolle fallen sehen. Das erstemal, als der weiße Adler den Kadaver der Harpyie brachte, das zweitemal, als er sich über ihren Poncho erboste.

Und jetzt. Er heulte förmlich vor Wut, schleuderte Gegenstände um sich, daß es polterte. Aber Coco drehte sich nicht nach ihm um.

Sie blickte zu dem winzigen roten Punkt hinaus, der ein Flugzeug war. Es zog eine Spur grünlichen Nebels hinter sich nach. Der Nebel breitete sich im Luftraum des Canyons aus, sank in Schwaden herunter.

Und wo die Vögel mit ihm in Berührung kamen, spielten sie plötzlich verrückt, flatterten seltsam mit ihren Flügeln, erstarnten dann mitten in der Luft zur Bewegungslosigkeit und fielen leblos in die Tiefe.

Der grünliche Nebel tötete sie blitzartig zu Hunderten, ja zu Tausenden!

Castillo tobte.

Coco wandte sich endlich ihm zu.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte sie mit gespieltem Schrecken.

Aber Castillo war nicht in der Lage, ihr Antwort zu geben. Der Schmerz über den Verlust seiner Raubvögel machte ihn

wahnsinnig. Es schien, als erlebe er selbst den Tod eines jeden einzelnen. Die geäderte Haut, die seine Augenhöhlen überspannte, verfärbte sich dunkelrot. In seinem Gesicht zuckte es, als hätte sich jeder Nerv selbständig gemacht.

So hatte ihn Coco noch nie gesehen.

„Ich muß hinauf“, sagte Castillo mit krächzender Stimme. „Ich muß hinauf und meinen Tieren beistehen. Röhren Sie sich nicht von der Stelle, Coco. Ich bin bald wieder zurück. Und dann bringe ich Ihnen den Kopf des Piloten.“

Er verschwand hinter dem Vorhang, der den hinteren Teil des Gebäudes vom Vordertrakt trennte. Coco sah ihm nach. Wenn sie ihm nun folgte, würde sie das Leben des Piloten retten können?

Sie kehrte wieder zum Ausgang zurück.

Das hochfliegende Flugzeug hatte längst abgedreht und verschwand in Richtung Osten. Noch immer fielen aus dem grünlichen Nebel tote Raubvögel in die Tiefe. Aber einigen Schwärmen war es gelungen, der tödlichen Wolke zu entgehen, sie zu umfliegen. Sie schickten sich an, die Verfolgung des Flugzeuges aufzunehmen.

Aber dann sah Coco, wie sich aus dem Horst über ihrer Hütte der weiße Adler erhob, und die anderen Vogelschwärme machten wie auf Kommando kehrt.

Das war ein sicheres Zeichen dafür, daß Castillos Geist in den Körper des weißen Adlers geschlüpft war. Sie blickte nachdenklich zu dem Vorhang, hinter dem Castillo verschwunden war.

Irgendwo dort lag sein nun herrenloser Körper versteckt! Der Gedanke, diesen Körper zu vernichten, damit Castillo für ewig im weißen Adler gefangen war, stellte eine große Versuchung für sie dar.

Langsam setzte sie sich in Richtung des Vorhangs in

Bewegung.

Sie schob den Vorhang beiseite und blickte in eine langgestreckte gewundene Höhle. Die Wände glitzerten wie von einem Meer von Edelsteinen und tauchten die Höhle in ein angenehmes Licht.

Bevor Coco einen Schritt über die verbotene Schwelle trat, entsann sie sich, daß sie mit bloßen Händen nichts ausrichten konnte. Und sie war entschlossen, Castillos Körper zu töten. So eine günstige Gelegenheit würde sich ihr nicht wieder bieten. Sie kehrte in den Wohnraum zurück und fand eine Machete, die sie an sich nahm. So bewaffnet, kehrte sie in die Höhle zurück.

Sie konnte nicht hoffen, daß Castillo seinen Körper unbewacht zurückließ. Aber sie fürchtete die unbekannten Gefahren nicht. Jetzt war eine Flucht lange nicht mehr so sinnlos wie anfangs. Sie wußte, daß sie sich nur nach Osten zu wenden brauchte. Irgendwann würde sie auf Menschen stoßen, und vielleicht könnten sie sogar die Männer in dem Flugzeug auf sich aufmerksam machen.

Vorsichtig drang sie tiefer in die Höhle hinein. Als sie um eine Biegung kam, wurden die leuchtenden Edelsteine seltener, bis diese Lichtspender gänzlich verschwanden. Vor ihr lag undurchdringliche Dunkelheit.

Doch davon ließ sie sich nicht abhalten.

Sie ging unbeirrbar weiter, auch als sie nichts mehr sehen konnte. Sie tastete sich mit den Händen ihren Weg entlang der Höhlenwand.

Plötzlich stießen ihre Finger gegen etwas, das sich bewegte. Flughäute raschelten, scharfe Zähne bohrten sich in ihre Finger. Etwas fiepte ... Sie zerdrückte die Fledermaus zwischen ihren Fingern.

Aber auf einmal kam das Rascheln der Flughäute von allen Seiten. Krallen verfingen sich in ihrem Haar, zogen schmerzhafte Bahnen über ihr Gesicht und bohrten sich in die bloße Haut ihrer Arme.

Coco schrie unwillkürlich vor Schmerz auf, als sie spürte, wie sich blutgierige Mäuler an ihrem Busen festsogen. Sie schlug mit der Machete blindlings um sich, hörte, wie die Klinge dumpf in nachgiebige Körper einschlug und klirrend von Fels und Gestein abprallte.

Mit der freien Hand versuchte sie, sich die Tiere vom Leibe zu halten, sie abzustreifen, bevor sie sich zu sehr in sie verbissen. Den Schmerz, den ihr die scharfen Zähne und die Krallen verursachten, spürte sie kaum noch.

Sie wollte nur weiter. Für eine Rückkehr war es ohnehin bereits zu spät. Hinter ihr war ein undurchdringlicher Wall von flatternden Leibern. Und sie konnte durch die Vampirfledermäuse ebenso sterben, wie durch die Raubvögel. Welchen Unterschied machte das schon aus?

Castillo würde es ihr bestimmt nicht verzeihen, daß sie ihm nachgeschnüffelt hatte, und er würde sicher auch die richtigen Schlüsse daraus ziehen.

Entschlossen kämpfte sie sich durch den Schwärm von Fledermäusen weiter.

Mit einem Fuß stieß sie gegen etwas Weiches. Sie stolperte und fiel darauf. Ihre Hände erfaßten die Umrisse eines menschlichen Körpers. Er war steif - wie leblos - und kalt.

Coco ertastete das Gesicht. Ihre Finger suchten die Augen. Aber links und rechts der Nase waren keine Augen, nicht einmal Augenhöhlen. Wo sie bei anderen Menschen waren spannte sich eine glatte, nachgiebige Haut.

Endlich hatte sie Castillos Körper gefunden. Sie achtete nicht mehr auf die Angriffe der Vampirfledermäuse, sondern holte mit der Machete aus. Und schlug zu. Und wieder holte sie

aus, schlug zu. Immer wieder. Ohne Unterbrechung. Bis alle Kraft aus ihr gewichen und sie nicht mehr in der Lage war, die Machete auch nur noch ein einziges Mal zu heben.

Ermattet sank sie neben Castillos verstümmeltem Leichnam nieder. Die Fledermäuse waren wie vom Erdboden verschwunden.

Coco war sich über die Konsequenzen ihrer Tat noch nicht klar. Aber sie fühlte sich erleichtert, wie von einer schweren Bürde befreit.

„Bin ich also doch noch rechtzeitig zurückgekommen“, ertönte da Enrique Castillos Stimme hinter ihr. Sie wirbelte herum. Und da stand er. Umschirrt von Tausenden von Leuchtpunkten, die ihm den Weg durch die Finsternis leuchteten. Sie sprang gehetzt auf, starnte auf das Ding, das sie in dem Glauben, Castillos herrenlosen Körper vor sich zu haben, verstümmelt hatte.

Es war eine unbeseelte Attrappe. „Der Warnruf meiner geflügelten Wächter erreichte mich gerade in dem Augenblick, als ich den weißen Adler das Flugzeug zerstören lassen wollte“, sprach Castillo weiter. Seine Stimme klang unnatürlich sanft. „Sie haben zwar dem Piloten und seinem Begleiter das Leben gerettet, aber dafür Ihr eigenes Todesurteil gesprochen, Coco. Ich habe Ihnen nie getraut und gewußt, daß Sie sich irgendwann demaskieren würden. Magus VII. wird es mir sicherlich verzeihen, wenn ich Sie der gerechten Strafe zuführe.“

Coco sprang blitzschnell auf und rannte den Weg zurück, den sie gekommen war. Ohne von den Fledermäusen behelligt zu werden, kam sie aus der Höhle, durcheilte den Wohnraum und gelangte unbehelligt ins Freie.

Dort jedoch erwarteten sie die Raubvögel. Sie drängten sie bis zu einer Felswand neben dem Abgrund und hielten sie in Schach, bis Castillo eingetroffen war.

Coco hörte Ketten klirren, mußte es mit sich geschehen lassen, daß Castillo sie an Armen und Beinen an den Fels schmiedete.

In ihrer Verzweiflung versuchte sie einige Male, ihre Fähigkeiten einzusetzen. Aber es gelang ihr nicht, die Zeit anzuhalten, damit alles zur Bewegungslosigkeit erstarrte und sie fliehen konnte. Castillo mußte ihr irgend etwas eingegeben haben, entweder mit den Speisen oder Dämpfe, die ihren Geist lahmten.

Als sie an den Fels geschmiedet war, zogen sich die Vögel zurück. Nur der weiße Adler kreiste über ihr. Und sie wußte, daß er ihr Schicksal war.

„Keine Angst, Coco“, sagte Castillo. „Sie brauchen nicht so schnell zu sterben. Sie werden lange leben und leiden. Kennen Sie die Sage von Prometheus? Bestimmt. Ihnen wird es so ergehen wie ihm. Jeden Tag nach Sonnenaufgang werde ich Sie im weißen Adler aufsuchen und mir einen Teil von Ihnen holen. Und dieses Stück wird bis zum nächsten Sonnenaufgang wieder nachwachsen. Und der weiße Adler wird es sich wieder holen.“

Coco spuckte ihm ins Gesicht. Aber das berührte Castillo überhaupt nicht.

„Übrigens, bevor ich es zu sagen vergesse: In dem roten Flugzeug saß auch Dorian Hunter. Ihr geliebter Dämonenkiller. Wenn er sich wieder blicken läßt und Sie an den Fels geschmiedet sieht, dann wird er mir in die Falle gehen. Sie haben ihm nur eine kurze Gnadenfrist verschafft, Coco.“

Dorians letzte und einsamste Nacht ging ihrem Ende zu.

Es dämmerte bereits.

Der Dämonenkiller verließ seinen Unterschlupf und machte sich zu Fuß auf den Weg ins Tal der Raubvögel. Er hatte im

letzten Augenblick seinen ursprünglichen Plan umgestoßen.

Als er mit Cortez im Flugzeug über das Tal geflogen war, hatte er erkannt, daß er auf dem Luftweg nicht an sein Ziel kommen konnte.

Ihm ging es in erster Linie ja nicht darum, Castillo und seine Raubvögel zur Strecke zu bringen, sondern Coco zu sich zurückzuholen. Und an sie kam er nicht heran, wenn er im Flugzeug saß. Ganz im Gegenteil, wenn Enrique Castillo ihn erkannt hatte, dann konnte er sich leicht denken, aus welchem Grund er gekommen war, und würde seine Wut an Coco auslassen.

Dorian war zuversichtlich. Er hatte erlebt, welche Wirkung Cortez' Sprühmittel auf die Vögel hatte. Kaum von der Giftwolke eingehüllt, starben sie wie die Fliegen. Zu Tausenden.

Castillo mußte wegen dieser ersten Schlappe außer sich vor Wut sein, und das brachte Coco in noch größere Gefahr.

Obwohl es ihnen gelungen war, Tausende von Vögeln mit dem Giftstoff zu töten, hatten sie mit dem Flugzeug die Flucht ergreifen müssen. Nur der weiße Adler hatte die Verfolgung aufgenommen, war aber plötzlich umgekehrt.

Dorian hatte Cortez daraufhin gebeten, ihn auf einem Plateau in der Nähe des Vogelcanyons abzusetzen. Den Ausschlag für diesen Entschluß hatte die Tatsache gegeben, daß Dorian nun sicher war, daß sich Coco im Canyon aufhielt.

Er hatte sie durch das von Jimenez geliehene Fernrohr in der Tür eines der Gebäude stehen sehen. Und der Wunsch, sie endlich wieder zu sich zurückzuholen, war in ihm übermächtig geworden. Gut und schön, er war noch mit Lilian verheiratet. Aber er war auch sicher, daß sie einer Scheidung zustimmen würde.

Man konnte Lilian vorwerfen, was man wollte, aber dumm war sie nicht. Sie hatte erkannt, daß sie sich auseinandergelebt

hatten. Eigentlich hatte sie sich ihm entfremdet und sich an Marvin Cohen geklammert.

Er dachte nicht lange über dieses Problem nach.

Cortez hatte ihn wenige Kilometer vom Canyon entfernt abgesetzt. Der Abschied war kurz gewesen.

„Sollten wir uns nicht mehr wiedersehen, Mr. Hunter, so behalten Sie mich als freien Mann in Erinnerung. Sie haben mir gezeigt, daß man sich mit Willenskraft von der Abhängigkeit der Dämonen lösen kann.“

Das muß ich mir merken, dachte Dorian, wenn die Zeit kommt, da der Pakt mit den Oppositionsdämonen seinen Sinn verlieren wird.

„Sie werden es schon schaffen, Esperno“, erwiderte Dorian. Er schüttelte die Melancholie ab, die ihn bei diesem Abschied zu befallen drohte, und sagte ernst: „Sie haben nun noch einen Platz im Flugzeug frei. Bieten Sie Jimenez an, Sie zu begleiten. Für ihn bedeutet es bestimmt sehr viel, seinen Racheheadler im Kampf mit dem Weißen beobachten zu können.“ „Daran habe ich selbst schon gedacht.“

Dies war ein neuer Tag, der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Heute würde sich viel entscheiden.

Dorian suchte sich einen Weg entlang der Felswände, war darauf bedacht, immer Deckung zu haben, um aus der Luft nicht sofort gesehen werden zu können. Wenn Castillo seine geflügelten Kundschafter ausschickte, konnte er einer vorzeitigen Entdeckung nicht entgehen, denn den scharfen Blicken der Raubvögel würde er sich nicht entziehen können.

Aber Dorian wußte, daß Cortez bald mit dem Flugzeug auftauchen würde und mit ihm Jimenez' Racheheadler. Das würde Castillos Aufmerksamkeit ablenken.

Die Stille der mexikanischen Bergwelt wurde bald von fernem Vogelgeschrei unterbrochen. Das zeigte Dorian an, daß

er dem Canyon schon ganz nahe war. Er lauschte auf das Motorengeräusch eines Flugzeugs, konnte aber nichts hören.

Der Dämonenkiller beschleunigte seine Schritte, folgte dem Gekreische der Vögel. Wie viele dieser dämonischen Lufträuber mochten noch leben? Dorian vermutete, daß gut die Hälfte von ihnen durch Cortez' Sprühmittel ins Jenseits befördert worden war.

Das mußte Castillo in Zorn versetzt haben. Und sein blinder Haß würde ihn hoffentlich dazu verleiten, Fehler zu begehen, die tödlich sein konnten. Denn der Dämonenkiller war auf dem Weg zu ihm. Castillo rechnete wohl kaum damit, daß ihm von dieser Seite Gefahr drohen konnte. Er glaubte an eine Bedrohung aus der Luft, und der Herr der Lüfte war immer noch er.

Dorian wollte einen Felsen umrunden und prallte zurück.

Vor ihm lag der Canyon. Die ersten Sonnenstrahlen griffen über das Hochland, bedeckten die ihnen zugewandten Felsen mit ihrem Glanz, die Dämmerung löste sich auf, teilte sich in Licht und Schatten.

Der Canyon lag noch im Schatten. Aber schon senkten sich die Sonnenstrahlen die Felswände hinab, hoben den Horst des weißen Adlers aus dem Dunkel. Was für ein majestatisches Tier! Bei seinem Anblick, wie er einem König gleich hochaufgerichtet auf der Felszacke hockte, konnte man seine Gefährlichkeit vor lauter Bewunderung vergessen.

Jetzt breitete er seine Schwingen aus, schwang sie gemächlich in die Lüfte, sank mit den Sonnenstrahlen tiefer, als schwimme er auf ihnen, die Zentimeter um Zentimeter die Schatten verdrängten. Ein Schrei aus menschlicher Kehle. Da erblickte Dorian seine Geliebte. Die Sonnenstrahlen enthüllten zuerst ihr Gesicht, wanderten an ihrem Körper tiefer, gaben ihn frei, wie der Vorhang die Bühne für ein grausiges Schauspiel.

Dorian stockte der Atem. Cocos nackter Körper war nun

schon bis zu den Knien hinab in gleißendes Licht gebadet. Sie war mit Ketten an Armen und Beinen an den Fels geschmiedet. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um zu ahnen, was das zu bedeuten hatte.

Der Adler war im Begriff, sich auf sein Opfer zu stürzen. Von Castillo war nichts zu sehen. War sein Geist im Körper des weißen Adlers aufgegangen? Und sein Körper?

Dorian rannte los. Er vergaß alle • Vorsicht. Die Winchester in seiner Hand war auf diese Distanz nutzlos. Der erste Schuß mußte sitzen! Wenn er nicht traf, war auch er selbst verloren.

Er mußte näher heran, bevor der weiße Adler ... Dorians Gedanken jagten einander. Er würde zu spät kommen. Er mußte zu spät kommen! Denn jetzt stoppte der Adler seinen Höhenflug, kehrte um und schoß wie vom Katapult geschleudert auf Coco zu. Wo blieb denn nur Cortez mit der Maschine!

Dorian riß die Winchester im Laufen an die Schulter und feuerte das Magazin leer. Die Chancen, daß er den weißen Adler traf, standen 1 zu 1000. Aber was hätte er tun sollen?

Als die Detonation der Schüsse verhallt war, lag eine unheimliche Stille über dem Canyon. Kein Vogellaut war zu hören.

Doch ein anderes Geräusch erklang. Motorenlärm.

Und dann sah Dorian sie, die Piper Super Cub. Er hätte einen Freudensprung tun können. Denn der weiße Adler schwenkte knapp vor Coco ab und stieg in die Höhe, wandte sich dem mechanischen Gegner zu, der da so unvermittelt auftauchte. Aus den Felswänden erhoben sich Scharen von Raubvögeln, stürmten mit Todesverachtung gen Himmel, zu dem verhaßten roten Ding hinauf, aus dem sich wieder die giftige grüne Wolke löste.

Dorian wandten sich dem Boden zu. Dort war Coco an den Fels geschmiedet. Jetzt blickte sie in seine Richtung. Ihr

Gesicht drückte grenzenlose Erleichterung aus. Dann wieder plötzlich Schrecken. Sie rief ihm irgend etwas zu. Er konnte es nicht hören. Denn die Schwärme der Raubvögel stimmten ein ohrenbetäubendes Gekreische an.

Dorian achtete nicht auf das, was über seinem Kopf geschah. Er konzentrierte sich auf Coco, die sich verzweifelt in den Ketten wand. Schon war er bei ihr, zerrte mit aller Kraft an den Ketten.

„Du mußt zuerst Castillo erledigen“, rief Coco ihm zu. „Sein Körper liegt in einer Höhle hinter dem Haus. Er hat auch den Schlüssel für die Ketten bei sich. Beeile dich, Dorian. Töte seinen Körper, dann ist er im weißen Adler gefangen. Vernichte seinen Körper, bevor er ihn wieder besetzt.“

Dorian hatte nicht einmal Gelegenheit gefunden, Coco mit einem Wort zu begrüßen. Nur einmal brachte er ihren Namen über die Lippen, dann entfernte er sich schon wieder von ihr, lief zu dem Haus, auf das ihre aus der eisernen Schelle ragende Hand wies.

„Nimm dich vor den Vampirfledermäusen ...“, hörte er sie ihm nachrufen. Der Rest ging unter in dem Lärm, der vom Himmel her unterkam.

Er warf nur einen Blick hinauf, bevor er in das Gebäude drang. Es regnete tote Raubvögel aus der Giftwolke. Die anderen, die die tödliche Barriere durchbrochen hätten, stießen auf das Flugzeug hinab, aus dessen Kanzel pausenlos Mündungsfeuer blitzten. Aber die dämonischen Vögel ließen sich nicht abhalten. Einige durchbrachen das Sperrfeuer und rammten das Flugzeug.

Dorian kam in den Wohnraum und orientierte sich kurz. Es gab nur eine einzige Tür in der Rückseite der Wand. Sie war verhangen. Er sah die achtlos in eine Ecke geworfene Fackel. Feuer war immer wirkungsvoll im Kampf gegen die Dämonen. Er nahm die Fackel an sich und zündete sie mit seinem

Feuerzeug an. Dann stürmte er durch den Vorhang in die Höhle. Er ließ die Zone mit den leuchtenden Edelsteinen schnell hinter sich, drang in das Reich der Vampirfledermäuse vor. Er schwang die Fackel vor seinem Gesicht, hörte Knistern und Fauchen, als die trockenen Leiber der Blutsauger in Flammen aufgingen.

Dorian lief durch die Reihen der geflügelten Wächter hindurch, entfachte ein Inferno aus lebenden Fackeln, und dann war er an seinem Ziel.

Zu seinen Füßen lag der starre Körper eines Mannes, der keine Augen hatte. Seine Augenhöhlen waren mit einer blassen, bläulich geäderten Haut überzogen. Noch war dieser Körper herrenlos, der Geist, der ihn beseelte, war im Körper des weißen Adlers.

Ohne lange zu überlegen, legte Dorian Feuer an den Körper des Dämonen. Eine Stichflamme zuckte hoch, und er brannte wie Zunder. Die Rechte öffnete sich unter der Hitzeeinwirkung. Darin lag der Schlüssel zu Cocos Fesseln.

Dorian nahm ihn an sich und machte sich auf den Rückweg.

Als er ins Freie kam, wurde er Zeuge eines schrecklichen Dramas. Obwohl die Raubvögel unzählige Verluste erlitten hatten, gingen sie aus der Schlacht gegen das Flugzeug als Sieger hervor. Einige Vogelkörper schlugen gegen den Propeller, es gab ein unheimliches, weithin hörbares krachendes Geräusch. Das Flugzeug neigte sich zur Seite und sackte vornüber ab, fiel wie ein Stein in die Tiefe. Ein Körper stürzte aus der Kanzel, schlenkte mit Armen und Beinen, bis eine Wolke aus dunklen Vogelkörpern ihn einhüllte.

Dorian senkte den Kopf, wandte sich Coco zu, die immer noch an den Fels gekettet war.

Castillo meinte, durch den auf ihn einstürmenden Schmerz

den Verstand verlieren zu müssen. Als sich der Schmerz wieder zu legen begann, erkannte er in maßlosem Entsetzen, was er zu bedeuten hatte.

Sein Körper war gestorben. Nun war er im weißen Adler gefangen, auf ewig verdammt, in diesem Körper zu leben.

Mit einem langgezogenen Schrei aus der Kehle des Adlers mobilisierte er alle seine Vögel zum letzten Angriff gegen das Flugzeug, mit dem sie bisher nur gespielt hatten, und kurz darauf konnte er den Anblick der abtrudelnden Maschine genießen.

Aber dieser Anblick machte nicht den Schmerz über den Verlust seines menschlichen Körpers wett.

Seine Adleraugen erfaßten in der Ferne den Mann, der ihm das angetan hatte. Der Dämonenkiller rannte über die Plattform zu jener Frau, die Prometheus' Schicksal hatte erleiden sollen.

Es würde ihm eine Genugtuung sein, Dorian Hunter ein ähnliches Schicksal zuzufügen wie seiner geliebten Coco. Was für eine Befriedigung, diesen Mann so lange leiden zu lassen, solange er, Castillo, im Körper des weißen Adlers gefangen war. Gefangen?

Nun, er war bereit, das Beste aus seiner Situation zu machen. Hatte er nicht immer die anderen Dämonen bedauert, daß sie in den Körpern von Menschen dahinvegetieren mußten? Er würde leben, frei sein im Körper des weißen Adlers.

Er brauchte nur noch einen einzigen Gegner zu beseitigen, der ihm gefährlich werden konnte.

Als er sich mit kräftigen Flügelschlägen dem Dämonenkiller nähern wollte, fiel von oben ein Schatten auf ihn. Der Schatten eines anderen Adlers. Es war ein prächtiges Exemplar, groß, kräftig wie der weiße Adler.

Aber es war ein fremder Vogel. Er gehörte nicht in diesen Canyon. Es war ein Feind!

Castillo, im Körper des Weißen, erkannte das in dem Augenblick, in dem der Racheadler sich mit gespreizten Fängen auf ihn herabsenkte. Im nächsten Augenblick spürte er einen glühend heißen Wirbelwind durch sein Gefieder fahren. Dann war der Racheadler auch schon über ihn hinweggeflogen.

Der brennende Schmerz auf dem Adlerrücken brachte Castillo zur Raserei. Aber er konnte sich diesem neuen Gegner nicht zuwenden, denn nun erkannten seine Adleraugen, daß es Dorian Hunter gelungen war, Coco aus ihren Ketten zu befreien.

Der andere Adler konnte warten. Das war ohnehin kein ernsthafter Gegner für ihn. Viel schlimmer war es, wenn er zuließ, daß der Dämonenkiller dieses Mädchen entführte. Wenn er das nicht verhinderte, dann würde Magus VII. ihn für alle Zeiten in die Verdammnis schicken. Und das war schlimmer als der Tod.

So begnügte sich der weiße Adler mit einer Scheinattacke gegen den anderen, erreichte, daß er sich in die Sicherheit größerer Höhen zurückzog und wandte sich dann den beiden Menschen zu, die über die Plattform flüchteten.

„Dorian! Achtung!“

Das war das letzte, was der Dämonenkiller von Coco hörte. Er blickte sich um, sah den weißen Adler mit ausgebreiteten Fängen heranschießen, die Krallen zum Greifen gekrümmmt, ein furchterregendes Monstrum.

Dorian stieß Coco zur Seite und stellte sich dem Adler zum Kampf. Er riß die Winchester hoch. Doch als er abdrückte, gab es nur ein Klicken. Er hatte nachzuladen vergessen!

Dorian schloß mit dem Leben ab. Er drehte die Winchester herum, packte sie am Lauf und erwartete den Mördervogel.

Doch zu spät erkannte er, daß der weiße Adler es nicht auf

ihn abgesehen hatte, sondern auf Coco. Als Dorian ihn herumschwenken sah, sich auf Coco stürzen, sie mit den Fängen unter der Achsel packen, war es zu spät, irgend etwas für ihre Rettung zu tun.

Mit ihr in den Klauen, hob der Adler vom Boden ab, flog in den Canyon hinaus. Dorian mußte hilflos zusehen, wie Coco entschwand. Er konnte nichts unternehmen, mußte den Adler mit seiner Beute ziehen lassen, wenn er Cocos Leben nicht gefährden wollte.

Während Dorian dem weißen Adler nachblickte, sah er einen anderen Adler aus großer Höhe herabstoßen. Es war der Racheader Jimenez'.

„Nein!“ entfuhr es Dorian. „Nur das nicht!“

Aber der lautlose Tod in Gestalt des Racheadlers stieß unabirrbar auf seine Beute zu. Da der weiße Adler durch Cocos Gewicht behindert war, hatte der Racheader alle Chancen, gegen den Dämonenvogel zu siegen. Damit war Coco verloren. Sie würde mit dem weißen Adler zum Grund des Canyons hinunterstürzen.

Dorian lud mit fiebernden Fingern die Winchester. Doch kaum hatte er gezielt, da war der Racheader über seinem Opfer. Ein furchtbarer Hieb mit den Fängen, der Kopf des weißen Adlers wurde herumgeschleudert.

Der weiße Adler war auf der Stelle tot.

Dorian konnte nicht hinsehen. Er mußte die Augen schließen. Als er sie wieder öffnete, sah er den toten Körper des weißen Adlers fallen. Aber er traute seinen Augen nicht.

Coco war nicht mehr bei ihm. Sie war verschwunden.

Bedeutete das, daß sie im letzten Augenblick durch Schwarze Magie vor dem Absturz gerettet worden war? Vielleicht hatte Castillo im Angesicht des Todes Olivaro angerufen, und der Fürst der Finsternis hatte Coco gerettet, da

er für den sterbenden Dämon im Körper des weißen Adlers nichts mehr tun konnte.

Dorian wußte es nicht. Er war auf Vermutungen angewiesen. Aber er durfte hoffen, daß Coco noch am Leben war.

In den Canyon war Stille zurückgekehrt. Die Raubvögel flogen in alle Himmelsrichtungen davon.

Hoch über ihnen kreiste ein einsamer Adler.

Dorian mußte sich nun auf den langen und beschwerlichen Marsch nach Real de Contrabandista machen. Irgendwie würde er von dort in die Zivilisation zurückkommen.

Aber sein Weg führte über diese Grubenstadt. Es war seine Pflicht, den Bewohnern zu sagen, daß sie keine Angst mehr vor dem weißen Adler zu haben brauchten.

Und dort war auch ein Junge, dem er von Jimenez' Heldentod erzählen mußte. Und daß der Racheadler, den sie zusammen abgerichtet hatten, den weißen Adler getötet hatte.

Obwohl es Dorian nicht gelungen war, Coco zu sich zurückzuholen, empfand er es doch nicht als Niederlage. Es war kein persönlicher Sieg für ihn gewesen. Aber ein Sieg des Guten über das Böse, und deswegen konnte er zufrieden sein.

ENDE